

Krieg als Hobby? Das Leipziger Völkerschlacht-Reenactment und der Versuch einer Entgegnung.

Bertram Haude

Zitiervorschlag

Bertram Haude. 2015. Krieg als Hobby? Das Leipziger Völkerschlacht-Reenactment und der Versuch einer Entgegnung. Forum Kritische Archäologie 4:1-12.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_1_Haude.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.1](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.1)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Krieg als Hobby? Das Leipziger Völkerschlacht-Reenactment und der Versuch einer Entgegnung

Bertram Haude

www.bertramhaude.de, Leipzig



Der Autor lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Leipzig, wo die Reenactments aus Anlass der Völkerschlacht jedes Jahr im Oktober aufgeführt werden. Bertram Haude hat seine Ausbildung an Kunsthochschulen in Leipzig, Glasgow und Tel Aviv absolviert. Ein wesentlicher Aspekt seiner Arbeit ist die Beschäftigung mit dem öffentlichen Raum und seiner Vereinnahmung und Aneignung durch die verschiedensten gesellschaftlichen Akteure. Aus der Beschäftigung mit den Ereignissen der „Befreiungskriege“ und dem, was das Reenactment davon aufgreift, entstand sowohl die Idee einer künstlerischen Aktion als auch eine textliche Auseinandersetzung, aus der sich das Folgende speist. Der Autor sieht sich dabei keiner Form verpflichtet, die wissenschaftlichen Ansprüchen Genüge tun will. Vielmehr ist der folgende Beitrag ein eher polemischer Versuch der Positionierung des künstlerischen Anliegens, welches aus einer auch emotionalen Betroffenheit hervorgeht.

Zusammenfassung

Im Oktober marschieren alljährlich in Leipzig Reenactors auf, um unter dem Jubel der ZuschauerInnen die sogenannte Völkerschlacht von 1813 nachzustellen. Als das 200-jährige „Jubiläum“ der Völkerschlacht ein in die Tausende reichendes Publikum anzog, entgegnete der Künstler Bertram Haude diesem Massenevent mit der Gründung der „International Shattered Liberation Force“ (ISLF), einer Gruppe von Gegen-Reenactors, die mit ihrem Auftreten als geschundene, verwundete und zermürbte Kriegsverlierer das einseitig glanzvolle Bild eines festlichen Krieges zu stören versuchte. Daraus resultiert eine kritische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Reenactment. Der streitbare Essay soll dazu anregen, über die Rolle der Erinnerungskultur insgesamt nachzudenken.

Abstract

Every year in October re-enactors march through Leipzig to replay the so-called Völkerschlacht in 1813 to the cheers of the bystanders. The 200th anniversary of the Völkerschlacht attracted a particularly large public. The artist Bertram Haude responded to this mass event with the foundation of an „International Shattered Liberation Force“ (ISLF), a group of anti-re-enactors who disturbed the picturesque image of a war turned festival. The ISLF made an appearance as ill-treated, injured and demoralized losers of the war. The experience resulted in a critical discussion of re-enactment. The essay aims to question the role of cultures of remembrance in general.

Schlüsselwörter

Reenactment, Völkerschlacht, Militarismus, Living History

Keywords

Reenactment, Völkerschlacht, Militarism, Living History

History uses this technique of the duplicate to go forward whereas in fact it is going backward. History reproducing itself becomes farce. And we could add: Farce reproducing itself becomes history.¹

(Jean Baudrillard, In the Shadow of the Millennium)

Im Herbst 1813 erlebte die Bevölkerung in und um Leipzig zusammen mit Kombattanten aus aller Herren Länder eine Verheerung, wie sie hierzulande noch nie geschehen und bisher auch nicht wieder vorgekommen ist. Es war die Entscheidungsschlacht der so genannten Befreiungskriege, die als „Völkerschlacht bei Leipzig“, durch Achim von Arnim nachträglich so betitelt, in die Geschichtsbücher einging. Zum 200. Jahrestag, im Oktober 2013, stürmte erneut ein Haufen von diesmal 6000 farbenfrohen Uniformierten über die noch immer unter den Äckern um Leipzig liegenden Gebeine hinweg. Kanonendonner, Rauchschwaden und Gebrüll orchestrierten die mehr oder weniger gelungene Nachinszenierung von Teilen jenes Gemetzels, bei dem damals an die 600.000 Soldaten aufeinander trafen.² Diese Form der „Erinnerung“ wird schon seit mehreren Jahren in Leipzig und anderswo betrieben. Im „Jubiläumsjahr“ 2013 gab es in Leipzig natürlich auch andere Formen von Erinnerung an die bis 1813 wohl größte Schlacht der Geschichte: Lesungen, Gedenkveranstaltungen, Denkmaleinweihung und Gottesdienste. Vergleicht man aber die Besucherzahlen beim internationalen Gottesdienst vor dem Völkerschlachtdenkmal (ca. 200 Besucher) mit denen vom Schlachten-Reenactment (ca. 35.000 Besucher), braucht man eigentlich nicht lang zu fragen, was tatsächlich dran ist am großen Leipziger Gedenken. Auch die Umbenennung des gigantischen deutschnationalen Heldendenkmals (91 Meter hoch, 300.000 Tonnen Baumaterial) in ein „europäisches Friedensdenkmal“ verfängt schlecht, wenn immer noch – und zwar massiv – das Soldatische und die Kriegsglorie im Zentrum des Gedenkens stehen. Es war, und ist vielleicht immer noch, dieser Helden-Glanz und dieses selbstherrliche Waffen-Plustern, das zu allen Zeiten die ersten Tage eines Krieges bestimmt hat: Neu geschneiderte, in allen Farben schimmernde Uniformen, polierte Ausrüstung, Pathos, Sieges- und Gemeinschaftstaumel, kernige Gesichter unter hohen Mützen mit Goldkordeln. So ist es auch damals losgegangen.

Die heute von den Hobbysoldaten gern vorgebrachten Beteuerungen, doch nunmehr ganz fried-

lich gemeinsam am romantischen Wachtfeuer zu sitzen und das europäische Friedenslied zu singen, können nicht von diesen Tatsachen ablenken, die jenen Geist des Militarismus (Ebel 2013) umwehen. Man wird das Gefühl nicht los, dass die zur deutschen Ideologie geronnenen Tugenden, die in der Ruhmeshalle des Völkerschlachtdenkmals durch riesige Figuren verkörpert werden, einem Geist zupass kommen, welcher, von Europas Hochadel ausgehend, zum Marschieren und Töten hinreißt. Wenn es je Tugenden waren, so stehen sie jedenfalls durch diesen Missbrauch bis heute im Verdacht der Instrumentalisierung: Tapferkeit, Glaubensstärke, Volkskraft und Opferbereitschaft. Denn alles, was späterhin an Kriegsgreuel von Deutschland ausging, war von diesen Dämonen im Tugendkleid durchschwängert. Und da man 1813 „auf der richtigen Seite“ stand, bietet sich dieser „Befreiungskrieg“ für die Reenactment-Szene als ein Ereignis an, welches man in braver Pflege des militärischen Geistes mit gutem Gewissen nachspielen kann.

Typisch etwa ein Plakat der „Eventagentur“ CWC Pasemann e.K. Leipzig für das Völkerschlacht Reenactment, welches einen weißbehosten Soldaten mit Muskete zeigt nebst folgendem Text:

Wir Rekrutieren. Die Königlich-Sächsische Grenadier-Garde sucht DICH. Historisch Interessierten mit dem Gardemaß von +/- 180 cm, einer Gewandungsgröße von 50-52 cm, zur Präsentation und zum öffentlichen Schau-Exerzieren in kompletter, originalgetreuer Uniform à la 1813 für eine historische Elitgarde mit Musikkorps zum Einsatz ‚hinter der Linie‘ zu historischen Anlässen und auf Veranstaltungen. HISTORIE LEBEN. Details zum spannenden Hobby, zur Ausbildung und zum Sold erfährst Du über CWC Pasemann [....].

In den letzten fünf Jahrzehnten haben sich, anlehnend an historiographische Methoden der Geschichtswissenschaft bzw. der Archäologie, verschiedenartige Formen von Ereignisspielen etabliert, die meist auf historische Begebenheiten Bezug nehmen und dabei gewisse Ausschnitte bzw. Konstruktionen von Geschichte „aufführen“ (Legendennachbildungen, Frühgeschichte, Mittelalterspiele etc., meistens aber Kriegsergebnisse).

Beim Reenactment, einer Form dieser Nachstellungen, besteht die Aufgabe darin, auf Grundlage überlieferter Informationen ein ganz konkretes historisches Ereignis aus der Vergangenheit möglichst authentisch zu rekonstruieren (Faber 2008: 119). Reenactment nimmt auf ein tatsächliches Ereignis in der Vergangenheit Bezug, indem ein konkretes Ereignis nachgespielt wird. Dabei geht es

¹ <http://www.egs.edu/faculty/jean-baudrillard/articles/in-the-shadow-of-the-millennium/> Stand: 13.11.2014

² Um sich ein Bild zu verschaffen: <https://www.youtube.com/watch?v=IM-I7j2Gsfg>. Stand: 30.09.2014.

zumeist um penible Genauigkeit in der Nachahmung und Darstellung. Der offizielle und fragwürdige Anspruch besteht darin (im Gegensatz zur experimentellen Archäologie, die eher Interesse an technologischen Fragestellungen hat), die Gedanken (!) und Intentionen der ursprünglich handelnden Akteure nachzuempfinden und die überlieferten Angaben mit nachgestellten Situationen zu testen.³

Diese „Spiele“ bilden also gelegentlich die Grundlage für eine Form wissenschaftlicher Feldstudien, welche Lücken und offene Fragen der vorhandenen Quellenlage ergänzen bzw. beantworten sollen. Aber sie sind ebenso zu einem großen Tummelplatz, zu einer Art Parallelwelt für Freizeitsoldaten, Hobby-HistorikerInnen, Kostümfreaks, Eventfirmen, wie auch für zweifelhafte Militaria-Fans und andere Schwarmgeister geworden, die in der Nachstellung vergangener Ereignisse ihre jeweils patriotischen, schneidigen, heldenhaften oder sonstigen Phantasien ausleben. Auch für die Idee des „nation-building“, also für eine stark gesellschaftsbildende Funktion, scheinen diese Geschichtstheater (z.B. nachgestellte römische Schlachten oder Revolutionstheater in Frankreich) schon immer tauglich gewesen zu sein. In den USA gehören die Reenactors zum überwiegenden Teil dem konservativen Lager an. Der bisher größte Wurf der Reenactment-Szene wird der Aufmarsch zur 135-jährigen Feier des Amerikanischen Bürgerkrieges im Jahr 1998 beim Gettysburg-Reenactment mit ca. 30.000 Teilnehmern und weit über 100.000 Zuschauern gewesen sein. Dieser Bürgerkrieg wird, wie die meisten großen Schlachten, die den Reenactors als Vorbild dienen, von diesen und populären Medien gern verklärt und damit von den historischen Tatsachen abgelöst.

Nicht am Reenactment als solchem, sondern seiner Aneignung durch Gruppen, die sich offenbar aus Mangel an militärischen Ereignissen einen Ersatz verschaffen möchten, soll die Kritik ansetzen. Man möchte den Freizeitsoldaten einen Mangel unterstellen. Ein Mangel, der sich im Kontrast zum tapferen, ehrhaften und treuen Soldaten auftut, dem nachzueifern sich in unserer langweiligen, ehr-, treu- und wertlosen Welt, in dieser „verweichtlichen“ Zeit keine Gelegenheit bietet.

Franz Kafka schrieb einst in eines seiner Notizbücher: „Der Tod ist vor uns, etwa wie im Schulzimmer an der Wand ein Bild von der Alexander-schlacht. Es kommt darauf an, durch unsere Taten noch in diesem Leben das Bild zu verdunkeln oder gar auszulöschen“ (Kafka 1992: 76 [1917-18]). Der

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Reenactment>. Stand: 30.09.2014.

Tod ist heute, diesem Bild entsprechend, vor uns, etwa wie im Fernsehen eine ZDF-History-Sendung über die Völkerschlacht⁴ oder wie die Unmengen an Kriegs-Spielfilmen, Geschichts-Dokus und war-games. Die vielen Bilder, die Mengen an Alexander-schlachten, Weltkriegen und Militäreinsätzen sind Teil unserer kulturellen, ikonographischen Grundausstattung geworden, ohne dass wir an dem, was sie zeigen, tatsächlich teilhaben. Gewalttaten geschehen, während wir uns vom Schauer eines Kriegsspiels und der Lust am Ballern unterhalten lassen. Die „Völkerschlacht“ und der Syrienkrieg laufen medial zeitgleich ab. Aber wie bewältigen wir die endlosen Geschichten von Kriegen, die leider das Hauptthema historischer Betrachtungen sind? Wie können wir uns geschichtliche Ereignisse, historische Umwälzungen so vergegenwärtigen, dass im aufklärerischen Sinne damit umgegangen werden kann? Dieses Problem scheint geradezu unlösbar. Manche versuchen per Rollenspiel und mit Anfassen so etwas wie Echtheit, Authentizität und Erfahrungswissen anzubieten, emotionalen Zugang einzurichten - man könnte auch sagen: teilnehmende Dokumentar-Fiktion. Man versucht Gedächtnisfiguren als Historienschau vorzustellen. Man reproduziert Geschichte und bringt eine Farce hervor. Doch diese Farce schreibt an der Geschichte mit, schreibt sich als „authentisches Erlebnis“ als Geschichte ein. Zuschauende der Gefechtsnachstellungen in Leipzig meinten: „Steht ja in den Büchern, aber wenn man es live sieht, ist es anders, also ich finde es sehr schön.“ Oder: „Da sieht man mal, wie das wirklich gewesen ist, interessant“.⁵



Abb. 1: Schaulustige am südlichen Schlachtfeld bei Leipzig, Oktober 2013.

Wer mit der selbstgeschneiderten Uniform und neuen Schuhen 20 km durch den Regen läuft und dann zwei Nächte auf dem Strohsack schläft, sich

⁴ <http://www.mdr.de/voelkerschlacht/mdr/index.html>. Stand: 30.09.2014.

⁵ http://www.youtube.com/watch?v=r5yBLcPs_kM&feature=related. Stand: 30.09.2014.

abends noch mit einigen Gläsern Bier versorgt, hat vielleicht einen Eindruck davon, was einst wandernde Menschen erlebten, aber doch nicht davon, wie es auf jahrelangen Märschen zuing: „Ich fange an den Mut sinken zu lassen, zwei volle Monate auf dem Marsche und für was? Und durch welche Länder? Es macht mir Herzweh, dass ich die mir von Gott geschenkte Zeit so elend vergeuden muß. Was ich seit 14 Tagen für Elend gesehen habe, ist unbeschreiblich; die meisten Häuser stehen leer.... Die Wohnungen sind ruiniert oder ausgeplündert, die Bewohner entflohen oder so arm, dass sie sich kaum vor dem Hungertode retten können; viel mehr lassen ihnen die Soldaten nicht.... Wir gerieten in ein Unwetter, welches fast acht Tage anhielt. Während dieser Zeit wurde das Zeug auf dem Leibe nicht trocken.... Ein eisiger Regenschauer schoß in Strömen herab und peitschte uns ins Gesicht. Der Boden war zu Schlamm geworden und an ein Liegen war gar nicht zu denken. Stehenden Fußes harrete ein jeder der finsternen Nacht entgegen; man stand bis über die Knöchel im Kot, und beim Aufheben des Fußes blieb fast immer der Stiefel im nassen Erdreich stecken.... Allein um Feuerholz zu holen reichten die Kräfte nicht mehr aus.“ Solches berichten aus dem Russlandfeldzug Napoleons im Jahre 1812 Sergeant Carl Hühne, Feldmaler Albrecht Adam und Husarenleutnant Eduard Rüpell (s. Kleßmann 2012: 57, 59).

Inwieweit deckt sich dieser Bericht mit dem Programm der Reenactment-Szene, die Geschichte „lebendig“ zu machen? Das Selbstverständnis wird so beschrieben:

Unsere gesamten Aktivitäten sind darauf ausgerichtet, an die blutigen Kämpfe der Oktobertage 1813 und die zahllosen Opfer aus vielen Nationen zu erinnern und sie so vor dem Vergessen zu bewahren. Erinnern bedeutet für uns nicht nur, der Opfer zu gedenken, In unseren Biwaks machen wir Geschichte lebendig, bei den Treffen mit Aktiven aus vielen Nationen werden Freundschaften geknüpft – so wird Versöhnung gelebt. (Verband Jahrfeier Völkerschlacht b. Leipzig 1813 e.V.).

In der Tat wird durch dieses Event an die Schlacht erinnert, es werden Freundschaften geknüpft, aber sind diese Beispiele nicht vielmehr nachgeordnet? Man braucht nicht genau hinzuhören, man hört es auch von fern: „Wir werden schießen!“ – und erst dann zeigt sich der Glanz in den Augen der Teilnehmer.⁶

Die schon gestellte Frage, was in den Schulzimmern über das Bild von der Alexanderschlacht – oder

eben über die Völkerschlacht bei Leipzig - gesagt werden kann, stellt sich weiterhin.

Soll man das Bild verdunkeln oder gar auslösen, wie Kafka meint? Davon kann die Rede nicht sein: Es soll ja Geschichtswissen vermittelt werden, darüber herrscht Einigkeit. Aber wie? 2013 gab es nicht zu übersehende Kritik von HistorikerInnen am Gefecht-Event. Beachtliche Mengen interessanter und schonungsloser Veröffentlichungen erschienen. Ein neues Leipziger Panoramabild von Yadegar Asisi bemühte sich um einen distanzierten Blick.⁷ Doch eine beliebte Möglichkeit der Auseinandersetzung ist nach wie vor, sich besonders vom Kriegerischen begeistern zu lassen. Man informiert sich über die exakten Linien der Truppenbewegungen, über die genauen Mengen und Zusammensetzung der Marschverpflegung, über die richtigen Farben und Formen der Uniformbesätze und Jackenknöpfe, liest jedes Detail der Erlebnisberichte von Soldaten, wühlt auf den Feldern noch Überreste mit dem Metall-detektor heraus, bis man all das am liebsten selber einmal „mit den Kameraden erleben“ möchte.

Dabei geht es laut den Veranstaltern vorrangig um authentische Nachstellung, nicht zu verwechseln zum Beispiel mit LARP – Live Action Role Playing. Denn die Teilnehmenden, die aus vielen europäischen Ländern extra zur großen Gefechtsdarstellung anreisen, wollen an einem schönen Sonntagnachmittag einen so gut wie echten, aber beileibe friedlichen Krieg abspielen - ohne Dreck, ohne zerfetzte Gliedmaßen, ohne Schmerzgebrüll und Typhus, ohne Kadavergestank, Soldatenkrätze, Syphilis, brandige Wunden, Schadenfeuer und zerstörte Dörfer. Damit überführt man sich jedoch selbst. Denn mit der Huldigung des Soldatischen, welches man bis in den Lebensalltag mit hinein nimmt (es gibt sogar Hochzeiten mit der ganzen Kompanie) unterstellt man sich eben unausgesprochen dem militärischen Mythos.

Verstörend ist, dass die vielen Hobbysoldaten, die ja – oft mehr als erträglich – Informationen zu allen Schlachtdetails und Ausrüstungsgegenständen gesammelt haben, diesem Grauen, das durchweg blutig war und nur mit imperialistischer Rhetorik zu rechtfertigen ist, noch nachrennen, ja, dieses kostümfestartig als Event und Attraktion nachäffen. Gerade weil man heute über ein allgemein zugängliches und recht präzises Geschichtswissen verfügt, welches den damaligen Menschen zumeist gar nicht, und wenn, dann nur in volkstümlichen Heldenmärchen zur Verfügung stand, muss man sich sehr wundern. Denn gerade die Vorenthaltung des Wissens hat

⁶ <https://www.youtube.com/watch?v=7gCKlJdW1zI> – Minute 3:15 bis 3:30. Stand: 30.09.2014.

⁷ http://www.asisi.de/index.php?id=7#asisi_index_id_58. Stand: 30.09.2014.

der Herrschaft im Feudalsystem ihre Deutungshoheit garantiert und die Mobilisierung der Massen für ihre durchlauchtigsten Zwecke möglich gemacht. Das Alexanderbild im Klassenzimmer war sozusagen ein Rekrutierungsreiz.



Abb. 2: Reenactors beim Völkerschlacht-Reenactment bei Leipzig, Oktober 2013.

Aber warum lässt man sich heute immer noch davon verführen? Diesen Widerspruch kann man nur erklären, wenn man der Reenactment-Szene eine ähnliche, beileibe traurige, unaufgeräumte, doch offenbar lustvolle Begeisterung für alles Militärische, Glorreiche, Ideologische, Ehrenhafte und Ruhmes-trunkene unterstellt. Eine männliche Lust ein Held zu sein, mit der sich zu allen Zeiten die Massen in ihrer Einfalt betrügen und zu Schlachtvieh haben machen lassen. Eine Verklärung der Vergangenheit, als es noch „ehrlich Mann gegen Mann“ ging. Und die Betonung liegt auf Lust: hier haben wir den emotionalen, vielleicht muss man sagen den triebhaften Reiz, welcher zwar erscheint, aber nie ausgesprochen wird.

Psychoanalytisch betrachtet haben wir es offenbar mit einem Wiederholungszwang zu tun, denn alles spricht dafür, dass diese Geschehnisse und die sich immer noch stellenden Fragen nicht verarbeitet sind. Muss man sich die Geschehnisse wieder und wieder vor Augen führen, um mit ihnen umzugehen, sie zu bearbeiten?

Denn um eine Vorstellung von sich selbst zu bekommen, müssen sich die Massen deutlich zeigen und das ist nur dann möglich, wenn, um mit Robbespierre zu sprechen, sie zu einem Schauspiel ihrer selbst werden. (Anatoli Lunatscharskij, Volkskommissar für Aufklärung, zit. nach Otto 2012: 238).

Warum sonst versucht man diese Menschen zu kopieren, die zu Napoleons Zeiten beschwingt in den Untergang gerannt sind, ja, die oft nicht einmal darüber informiert waren, wo und besonders WARUM das lustige Schlagen denn überhaupt stattfinden sollte: „Ich breche auf nach den ‚Grandes Indes‘ oder

möglicherweise ‚Egippe‘. Mir ist das ganz einerlei“ (Ein Füsilier des 6. Garderegiments an seine Eltern, s. Zamoyski 2012). Ein anderer Soldat schrieb, dass auf dem Landwege durch Russland schließlich England erreicht werden solle. Und diese armen, ungebildeten, also machtlosen Burschen werden nun wieder zum allgemeinen Vergnügen von Leuten „reenacted“, die das doch alles wissen? Hier wird der Anspruch des Erinnerns eindeutig ausgeblendet, er ist nur Vorwand, um sich dem Zauber der Gewalt, der Pseudo-Kameradschaft und der glorifizierten militärischen Parallelwelt hinzugeben.

Die unsichtbaren Vorgänge innerhalb dieser emotionalisierten Aneignung von Geschichte könnte man vielleicht so bezeichnen: eine Bedürfnisbefriedigung, die die Geschichte instrumentalisiert. Man spricht von Geschichtsdidaktik und erlebbarer Vergangenheit, aber eigentlich versucht man unausgesprochene Identitätsbedürfnisse und Wert-Sehnsüchte, die schon immer schwer zu haben waren und nur aus individueller Erkenntnis- und Persönlichkeitsarbeit erwachsen, über einen Kameradschafts- und Heldenmythos per Kriegserzählung einzulösen.

Zwangsläufig subjektives und zwangsläufig ego- und gegenwartsbezogenes Erlebnis tritt damit [...] an die Stelle einer auf reflektiertes Wissen aufbauenden Kenntnis der Vergangenheit. Was sich anfühlt wie Vertrautheit mit Ereignissen und Menschen der Vergangenheit, muss nicht wirklich mehr sein als projektive Selbstbestätigung auf der Basis von als ‚Geschichte‘ konstruiertem Psychodrama, gibt Wolfgang Hochbruck zu bedenken, der an der Universität Freiburg zu Drama und Theater forscht (Hochbruck 2012: 201).

Natürlich ist das kein Krieg, was 2013 in Leipzig und an vielen anderen Orten stattgefunden hat und weiterhin stattfindet, sondern eben ein Reenactment, welches nach Ulf Otto, Theaterwissenschaftler und Philosoph, ein unpersönliches Verhalten wiederholt, um somit die Geschichte am eigenen Leib erfahrbar zu machen. Man sehnt sich nach einer ganzheitlichen Erfahrung des individuellen In-der-Welt-Seins und der Abgrenzung von einem falschen Leben in der gesellschaftlichen Entfremdung, das die Sinne anspricht, die intellektuelle Distanz aufgibt und sich abseits der Städte in unmittelbarem Kontakt mit der Wirklichkeit begibt (Kelsey 1976). Diese Art des Erfahrens handelt aber eben nicht vom Wissen, welches die Aufklärung meint, und welches wir vielleicht viel eher bräuchten als jenes Abdunkeln und Auslöschen, von dem Kafka spricht, damit die Grausamkeit als Pathos endlich aus dem Blick verschwinde. Um ein kritisches Wissen geht es bei den Schlacht-Darstellungen offenbar viel weniger als



Abb. 3: Ansicht des Hallischen Tores in Leipzig am 20. Oktober 1813. Urheber nicht angegeben.

um eine ganz private Erfahrung des Reenactors, die aber mit den historischen, entsetzlichen Erfahrungen der im Reenactment dargestellten Soldaten und ihrer Zeit so gut wie gar nichts zu tun hat.

Die ISLF – International Shattered Liberation Force

Was kann man tun, wenn das alles vor Augen steht? Schon Anfang 2012 hatte sich in Leipzig eine kleine Gruppe KünstlerInnen und KuratorInnen gefragt, ob und wie man sich denn zu diesem Ereignis, auch gern „Jubiläum“ genannt, verhalten könne. Wie artikulieren wir kritische Standpunkte, mit denen man im öffentlichen Raum präsent werden könnte? Daraus ergab sich ein Projekt mit dem Namen „fireworks&smokebombs“. Eine künstlerische Arbeit innerhalb dieses Projektes trug den Titel „ISLF – International Shattered Liberation Force“.⁸

Die ISLF – ein Haufen Verlorener, Zermürbter, ein Rest Versprengter und Geschlagener sollte das Kriegs-Reenactment, welches in und um Leipzig stattfand, unterlaufen. Die ISLF sollte den Schatten bilden zum frischen und disziplinierten Kompanien-Aufgebot der Reenactment-Szene. Die ISLF sollte versuchen, ohne einen Anspruch auf historische Authentizität bzw. getreue Abbildung, jenes Bild aufzugreifen, in dem die zurückgelassenen, unbeachteten und unglücklichen Kriegsverlierer enthalten sind.

Die ISLF ist das geschlagene Bataillon. Die Ordnung ist aufgelöst, die Stimmung desillusioniert. Denn was bedeutet ein über Jahre sich hinziehender

Kriegszustand? Durchmärsche, Einquartierungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Zerstörungen, Krankheiten und wirtschaftliche, soziale und psychische Not.



Abb. 4: Teile der ISLF auf den Feldern vor Leipzig, Oktober 2013.

Wo bleibt dieses Bild? Ist dieses Bild überhaupt herzustellen? Unvorstellbar. Und wenn man trotzdem, als eine Art real-life-performance, versucht, solch eine Situation zu provozieren? Kann man einen Ausnahmezustand als Bühnenstück simulieren in der heutigen Gegend der Völkerschlacht? Dabei sollte es nicht nur um die Zeit um 1813 gehen, sondern um eine generelle und symbolische Konfrontation heutiger friedlicher, sicherer Alltäglichkeit mit den kaputten Helden, die als der Abfall von Geschichte plötzlich vor der Tür stehen.

Zur Realisierung dieser Theaterperformance hatten wir Freiwillige aller Nationen zur Teilnahme aufgerufen. Alle, die sich zutrauten, in dieser Performance mitzuspielen – als SpielerIn und als er/sie selbst – war aufgerufen, zu kommen.

Die Mitstreiter/Mitspielerinnen der ISLF sollten sich an den Beschreibungen, die von geschlagenen

⁸ <http://daten.thomasklemm.com/ISLF/Start.html>. Stand: 30.09.2014.



Abb. 5: Bei Eve, 11. Dezember 1812. Gemälde von Christian Wilhelm von Faber du Faur

Armeen überliefert sind, orientieren: ausgehungerte, verdreckte, ängstliche und heimatferne Menschen. Sie haben Wunden und Ausschläge, tragen Uniformreste und zerschlissene, oft zusammengeraupte Kleidung – beispielsweise Decken, Umhänge, Teppiche, Röcke, Tischtücher, Priesterroben, Pelzreste, eben alles was irgendwie wärmt und schützt. So kamen ein Jahr vor 1813 die völlig zerriebenen Reste der Grande Armée durch Leipzig, die in Russland bei Temperaturen von -30°C tatsächlich überlebt hatten.

In der Ausstattung der Teilnehmer waren Anleihen aus heutigen Konflikte durchaus erwünscht. Es wurden weiße Armbinden getragen, beschriftet mit je einer Parole aus dem Völkerschlachtdenkmal (Allegorien in der Ruhmeshalle): „Tapferkeit“, „Glaubensstärke“, „Volkskraft“, „Opferbereitschaft“ oder

je eine Parole der Französischen Revolution: „Freiheit“, „Gleichheit“, „Brüderlichkeit“. Die Parolen waren in den Sprachen der damals beteiligten Völker aufgedruckt.

Die ISLF sollte sich um und durch Leipzig auf historischen Routen bewegen, durch Dörfer und Orte, die Schauplätze des damaligen Kriegs- und heutigen Spektakelgeschehens waren und sind.

Unverhofft trifft die Schar bei Veranstaltungen und in den Ortschaften ein, verspeist, was sie bekommen kann, campiert in Scheunen, auf Dorfplätzen oder auf offenem Feld. Die Versorgung des Haufens ist dabei abhängig von der Zuwendung und der Kooperation der Bevölkerung. Für die ISLF-Gruppe galt: Die Performance verhält sich nicht konfrontativ zu den Jubiläumsveranstaltungen und zu den Ein-



Abb. 6: Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813. Stich von Christian Gottfried Heinrich Geißler.



Abb. 7: Parolen des Völkerschlachtdenkmal in den Sprachen der 1813 beteiligten Soldaten, Oktober 2013.

wohnern, deren Haltung voraussichtlich skeptisch und ablehnend sein kann. Jeder Teilnehmer/jede Teilnehmerin war eingeladen, seine/ihre Position, die sich mit der Performance und der eigenen Rolle decken sollte, bei Kontakten mit der Leipziger Bevölkerung zu erläutern. Die Performance stellte also nicht nur hohe körperliche, sondern auch soziale Anforderungen.

Folgende Regeln wurden u.a. aufgestellt (Zitate aus dem Aufruf der ISLF im Internet, Email-Verteilern und Postern):

AUSSTATTUNG

Jeder Teilnehmer / jede Teilnehmerin hat:

a. mindestens eine inszenierte Wunde (Ersatzblut und Verbandszeug incl.)

b. mindestens ein Uniformteil, gern auch mehrere Uniformteile, welche degradiert sein müssen.

Es darf keine direkte Zuordenbarkeit zu einer Armee möglich sein!

Ansonsten alte, schmutzige und kaputte Kleidung/Schuhe

c. ein Nicht-Kleidungsstück, z.B. Pelz, Gardine, Vorhang, Tischdecke, etc.

d. ein Objekt, welches als weiße Fahne funktionieren kann.

e. eine untüchtige Waffe, gefahrlos! Keine spitzen/scharfen Kanten. Klingen

f. eine Schlafdecke bzw. Schlafsack+Biwaksack/Regenschutz/keine Zelte

g. einen Vorratsbeutel/Rucksack/Flasche

VERHALTENSREGELN

a. Die ISLF soll sich bis zum Ende der Performance möglichst nicht trennen.

b. Niemand soll zurückgelassen werden.

c. Die ISLF agiert gewaltfrei.

d. Bedürfnisse und Schlafgelegenheiten sollen zwar mit Nachdruck, aber friedlich gestillt bzw. erbeten werden.

e. Diebstahl ist verboten.

f. Landfriedensbruch muss vermieden werden.

g. Verbale Attacken, Drohungen, Pöbeleien und Beleidigungen gegen jedermann sind verboten.

h. Landwirtschaftlich und privat genutzte Flächen dürfen nicht geschädigt werden.

i. Die Marschroute und gewisse Kontakt-Orte werden vorgeschlagen –Gehorsamsverpflichtung besteht nicht.



Abb. 8: Teile der ISLF in den Dörfern vor Leipzig, Oktober 2013.

ACHTUNG:

Es kann kalt, regnerisch und unwegsam werden. Es wird ggf. im Freien übernachtet. Es wird weder für Verpflegung noch für hygienische Bedürfnisse gesorgt. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin stellt sich auf die daraus folgenden Strapazen, ggf. soziale Enttäuschungen, körperliche Entbehrungen sowie einen offenen Verlauf der Performance ein.

Die Herausforderung bestand darin, die Rolle zu spielen, aber eben nicht, in sie zu verfallen. Das Gleiche galt auch für die Dynamik der ganzen Performance-Gruppe. Das Wesensmerkmal von Reenactment, nämlich die Einnistung im Historischen als Vergangenes, sollte erstens durch Auflösung einer historischen Zuordnung der Performancegruppe (Kleidung/Verhalten), zweitens durch direkte Inszenierung der negativen Kriegserzählung in die heutige Alltagswelt, sowie drittens durch kritische Distanz zur eigenen Spiel-Rolle und zur Rolle von Historietainment in populärer Erinnerungskultur aufgebrochen werden.

Die Performance konnte letztlich nicht stattfinden, denn wir waren einfach viel zu wenige. Der Versuch, trotzdem loszugehen wurde unternommen, jedoch nach einem halben Tag abgebrochen. So groß das (besonders mediale) Interesse und die Aufmerksamkeit für dieses Experiment im Vorfeld und im Nachgang auch waren, so hat sich doch bei der Realisierung schnell gezeigt, dass sich fast niemand wagt, solch eine Aktion tatsächlich mitzumachen. Außerdem wurde schnell klar, dass sich die Aktion

in der Praxis nicht ausreichend vom allgegenwärtigen „Völkerschlacht-Spiel“ abheben konnte, welches die allgemeine Wahrnehmung der Gedenktage maximal bestimmte.



Abb. 9: Die ISLF zieht durch Ortschaften bei Leipzig, Oktober 2013.

Wir wurden zögernd begrüßt, es wurde aus vorbeifahrenden Autos gewunken und man zeigte die Richtung hin zum großen Biwak, in welchem wir ja vielleicht auch unterkommen könnten, denn aufnehmen wollte uns niemand. Und welche Argumente hat man schon als winziges Häufchen. Daher war die beabsichtigte, abweichende, im heutigen Alltag bedrohliche Erzählung nicht wie erhofft herstellbar. Vermutlich hätte eine große Teilnehmerzahl ein sehr eindringliches Bild und eine ebensolche Wirkung hinterlassen. Denn erst eine kritische Masse von TeilnehmerInnen, die nicht mehr lenkbar und kontrollierbar ist, hätte vielleicht den gewünschten Effekt erbracht. Der Versuch, via umfangreicher Öffentlichkeitsarbeit,

Radiointerviews, riesiger Email-Verteiler und facebook vielleicht eine ansteckende Aktivität und massenhafte Teilnahme auszulösen, war es uns aber wert. Trotzdem wäre wohl ebenso eine ungewollte Integration in das großflächige Geschehen eingetreten. Die Performance, die eine unmittelbare Wirkung im öffentlichen Raum zu erzielen suchte, konnte in der tatsächlichen Realisation keinen ausreichenden Abstand herstellen und die allgemeine Betrachtung des Spektakels schwerlich unterlaufen. Dies gelang nur in der medialen und imaginären Wahrnehmung der Performance. Ein Gegen-Reenactment oder Re-Reenactment oder De-Reenactment ist immer noch eine Art Reenactment und sieht eben auch so ähnlich aus. Die Gefahr, ein Ergänzungsprogramm zu liefern, war uns bewusst. Durch den tatsächlichen Übergriff in die Alltagswelt sollte genau das vermieden werden. Und wenngleich die ISLF mit dem Anspruch aufgetreten ist, eben nicht in die gespielten Rollen zu verfallen - ein wesentliches Merkmal einer künstlerischen Performance in Abgrenzung zu den Reenactors, die darin oft den Kern ihres Treibens finden - so ist doch im Gesamtbild eine effektive Differenz nicht mehr möglich gewesen. Eine Kritik von innen heraus ist stets Teil der totalen Praxis eines Systems, welches jede Regung in sich aufnehmen kann. Und doch kann auf solche Tests und Experimente nicht verzichtet werden.

Wir haben uns also, gemäß unserem Namen und unserer Rolle, geschlagen gegeben. Wir denken aber, dass sich schon in der umfangreichen Rezeption der Idee, sowohl allgemein als auch individuell, ein wesentlicher Aspekt der Arbeit eingelöst hat. Besonderer Dank gilt jenen wenigen, es waren nur sechs Personen, die tatsächlich den Mut hatten, sich auf dieses Wagnis einzulassen.

Literatur

- Ebelt, Friedemann. 2013. „Den Geist des Krieges beschwören“: *Mit EthnologInnen beim Völkerschlacht-Jubiläum*. <http://www.anthropologi.info/blog/ethnologie/2013/voelkerschlacht-jubilaem>. Stand: 30.09.2014.
- Faber, Michael. 2008. Living History – Lebendige Geschichte oder Geschichte (er)leben? Möglichkeiten, Methoden und Grenzen am Beispiel des Rheinischen Freilichtmuseums Kommern. In Jan Carstensen, Uwe Meiners und Ruth-E. Mohrmann, Hrsg. in: *Living History im Museum*, S. 117-134. Münster: Waxmann.
- Hochbruck, Wolfgang. 2012. Reenactments als Freilufttheater und Gedenkort. In Jens Roselt und Ulf Otto, Hrsg.: *Theater als Zeitmaschine*, S. 189-212. Bielefeld: Transcript.
- Kafka, Franz. 1992. *Schriften. Tagebücher. Kritische Ausgabe nachgelassener Schriften und Fragmente II*, hrsg. Jost Schillemeit. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Kelsey, Darwin. 1976. Harvests of History and the Simulation of the Past. *Historic Preservation* 28: 20-24.
- Kleßmann, Eckart. 2012. *Die Verlorenen. Die Soldaten in Napoleons Rußlandfeldzug*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Otto, Ulf. 2012. Re:Enactment. Geschichtstheater in Zeiten der Geschichtslosigkeit. In Jens Roselt und Ulf Otto, Hrsg.: *Theater als Zeitmaschine*, S. 229-254. Bielefeld: Transcript.
- Verband Jahrfeier Völkerschlacht b. Leipzig 1813 e.V. Willkommen. 2014. <http://www.leipzig1813.com/de/home.html>. Stand: 30.09.2014.
- Zamoyski, Adam. 2012. *1812 – Napoleons Feldzug in Russland*. München: C.H. Beck.

Siehe auch:

Haude, Bertram. 2012. Krieg als Erlebnis. *konkret* Oktober 2012:40-41.

Abbildungsnachweise

Abbildung Seite 1: Foto: Bertram Haude.

Abbildung 1: Schaulustige am südlichen Schlachtfeld bei Leipzig, Oktober 2013. Foto: Bertram Haude.

Abbildung 2: Reenactors beim Völkerschlacht-Reenactment bei Leipzig, Oktober 2013. Foto: Betty Pabst.

Abbildung 3: Ansicht des Hallischen Tores in Leipzig am 20. Oktober 1813. Urheber nicht angegeben. Quelle: Nabert, Thomas und Drechsel, Ursula. 2012. Zeugen des Schreckens. Erlebnisberichte aus der Völkerschlachtzeit in und um Leipzig, S. 72. Leipzig: Pro Leipzig.

Abbildung 4: Teile der ISLF auf den Feldern vor Leipzig, Oktober 2013. Foto: Hendrik Papat.

Abbildung 5: Bei Eve, 11. Dezember 1812. Gemälde von Christian Wilhelm von Faber du Faur. Quelle: Napoleon in Russia. 2012. <https://napoleon1812.wordpress.com/2012/12/>. Stand: 30.09.2014.

Abbildung 6: Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813. Stich von Christian Gottfried Heinrich Geißler. Quelle: Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig.

Abbildung 7: Parolen des Völkerschlachtdenkmals in den Sprachen der 1813 beteiligten Soldaten, Oktober 2013. Foto: Hendrik Papat.

Abbildung 8: Teile der ISLF in den Dörfern vor Leipzig, Oktober 2013. Foto: Hendrik Papat.

Abbildung 9: Die ISLF zieht durch Ortschaften bei Leipzig, Oktober 2013. Foto: Jan Stradtman.

Krieg(s)|spiele(n)

Stefanie Samida

Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

Zitiervorschlag

Stefanie Samida. 2015. Krieg(s)|spiele(n). Forum Kritische Archäologie 4:13-15.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repository/fka/2015_4_2_Samida.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.2](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.2)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Krieg(s)|spiele(n)

Stefanie Samida

Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

Seit den 1990er Jahren hat die erlebnisorientierte Darstellung und Vermittlung historischer Themen stetig zugenommen. Als ein aktuelles Beispiel hierfür gilt auch die in Leipzig im Jahr 2013 zum 200-jährigen ‚Jubiläum‘ von etwa 6000 DarstellerInnen nachgestellte Völkerschlacht, die nicht nur mehrere zehntausend Zuschauende anzog, sondern auch ein enormes Medienecho auslöste. Neben solchen überregional aufsehenerregenden Aktionen finden wir diese inszenierten und theatralen Geschichtsdarstellungen üblicherweise auf sogenannten ‚Mittelaltermärkten‘, historischen Stadtfesten sowie in Freilichtmuseen. Möchte man diese Geschichtsdarstellungen und Geschichtsaneignungen begrifflich fassen, bietet sich als Überbegriff ‚Living History‘ an, der im Deutschen zumeist als ‚lebendige/wiederbelebte/belebte Geschichte‘ übersetzt wird. Auch das ‚Reenactment‘, also das Nachspielen bzw. Wiederholen konkreter geschichtlicher Ereignisse – in der Regel von Schlachten – an Originalschauplätzen, in historisch exakten Gefechtsformationen und originalgetreu nachgebildeten Ausrüstungen stellt eine Form von Living History dar.

Bertram Haude zielt in seinem Essay auf genau diese Reenactments und im Speziellen auf die Nachstellung der Völkerschlacht von Leipzig im vergangenen Jahr. Seine leidenschaftliche Kritik an diesem Spektakel mag an der einen oder anderen Stelle etwas zu heftig ausgefallen sein, grundsätzlich ist ihm aber zuzustimmen, wenn er das allzu Soldatische, Militärische – ja Kriegerische – an diesem konkreten Reenactment hervorhebt und das Ausblenden von Leid und Elend zigtausender Menschen während der Völkerschlacht bemängelt. Darüber hinaus entlarvt er in luzider Weise den immer wieder betonten Erinnerungsanspruch der Akteure als Selbsttäuschung.

Wie empirische Studien (z.B. Hunt 2004) zeigen, geht es beim Reenactment für viele Darstellerinnen und Darsteller vor allem um das Ausbrechen aus dem Alltag und um das Gemeinschaftsgefühl bzw. das Erleben von Kameradschaft. Und es ist nach-

vollziehbar und verständlich, dass die an solchen Reenactments Teilnehmenden die Vergangenheit eben nicht in Gänze am eigenen Leib erfahren wollen, sondern dass sie einen „friedlichen Krieg“ suchen, ganz „ohne Dreck, ohne zerfetzte Gliedmaßen, ohne Schmerzgebrüll und Typhus, ohne Kadavergestank, Soldatenkrätze, Syphilis, brandige Wunden, Brände und zerstörte Dörfer“ (Haude). Mit der Kulturwissenschaftlerin Regina Bendix (2000: 265) kann man dieses Phänomen folgendermaßen rechtfertigen: „Wer nicht (mehr?) für den ‚echten‘ Krieg trainieren muss, freut sich, beim klar begrenzten Krieg mitzumachen“. Gewalt und Tod werden also, wie der Historiker Paul Nolte (2013) in einem Interview herausstellte, für eine gewisse Zeit ganz bewusst ausgeblendet bzw. neutralisiert – anders ließen sich solche Nachstellungen nicht bewältigen.

Um was aber geht es dann beim Schlachten-Reenactment? Die meisten Akteure – und es handelt sich in diesem Segment der Living History überwiegend um Männer – möchten tatsächlich ‚Krieg spielen‘, wobei die Betonung auf dem Verb liegt: Das ludische Moment und der Spaß sind zentrale Motive für die Reenactors. Hinzu kommt bei vielen das eigene Erleben bzw. die Verkörperung und damit die Hoffnung auf einen sogenannten ‚period rush‘. Rebecca Schneider (2011: 50-51) hat dieses Erlebnis, das sie bei Darstellern des Amerikanischen Bürgerkriegs beobachtete, folgendermaßen beschrieben:

The feel – the affective engagement – is key. As stated earlier, reenactors who claim to experience a physical collapse of time, or at least a profound confusion of time – call their experience a ‘period rush,’ a ‘time warp,’ a ‘wargasm’ (deeply troubling word), or they borrow a phrase from the Civil War itself to say they are ‘seeing the elephant’.

Dass es sich hierbei um ein Erlebnis der Jetztzeit handelt und dieses Erlebnis nicht mit Erfahrungen vergleichbar ist, die Soldaten zur Zeit des Amerikanischen Bürgerkriegs oder während der Völkerschlacht gemacht haben, ist offensichtlich.

Geschichte ist nicht wiederholbar, und auch Reenactments wiederholen keine Geschichte. Die Reenactors versuchen vielmehr, vergangene Ereignisse aus einer lückenhaften Überlieferung zu rekonstruieren, wobei sie zugleich neue Erinnerungen produzieren (Otto 2010: 108). Die Crux liegt m. E. daher weniger *im* ‚Krieg spielen‘ – das wäre allzu kulturpessimistisch – als vielmehr in diesen *durch* das ‚Krieg spielen‘ neu geschaffenen Erinnerungen. Und das gilt auch für die 2013 inszenierte Völkerschlacht. Mit dem Reenactment und vor allem der medialen Dauerberichterstattung in diesen Tagen wurden starke und prägende Bilder geschaffen und damit Erinnerungen an die Völkerschlacht produziert, die die historischen Quellen mehr und mehr in den Hintergrund drängen. Sie werden, so ist zu befürchten, zunehmend zu Sekundärquellen, während die Reenactments zu Primärquellen mutieren und ‚Authentizität‘ vermitteln, wo keine ist. Hierin liegt eine Gefahr für alle historischen Wissenschaften, ganz besonders wenn es um die Vermittlung historischer Sachverhalte geht.

Reenactments und Living History sind zweifelsohne legitime und mittlerweile nicht mehr wegzudenkende Formen der Geschichtsdarstellung in unserer heutigen Erlebnisgesellschaft. Sie bieten Menschen einen Zugang zur Geschichte, den sie sonst nicht finden würden, denn nicht jeder mag es, ein „1000-seitiges Buch durchzulesen“, wie es P. Nolte (2013) ausgedrückt hat. Allerdings gilt es, Reenactments kritisch zu begleiten sowie unbequeme Fragen zu stellen – gerade von der Wissenschaft und, wie von Bertram Haude geschehen, auch von Kulturschaffenden und KünstlerInnen. Dass gerade die künstlerische Auseinandersetzung provoziert und wichtig ist, hat nicht nur das von dem britischen Künstler Jeremy Deller 2001 initiierte Reenactment der „Battle of Orgreave“ gezeigt – einer Nachinszenierung eines gewalttätigen Aufeinandertreffens von englischen Bergarbeitern und Polizisten im Jahr 1984, bei der sich mit einem Abstand von fast 20 Jahren einige Akteure erneut und in teilweise anderen Rollen gegenüberstanden. Ähnliches gilt für den Dokumentarfilm *The Act of Killing* (2012) des amerikanischen Regisseurs Joshua Oppenheimer. Der Film setzt sich mit Massakern in Indonesien der Jahre 1965/66 auseinander, bei denen überwiegend Kommunisten ermordet wurden. Oppenheimer gelang es, einstige Täter, die bis heute nicht zur Rechenschaft gezogen wurden, zur Nachstellung ihrer Taten zu bewegen. Diese filmischen Reenactments sind beispiellos und aufwühlend, nicht nur für Zuschauende, sondern am Ende auch für mindestens einen der Täter. Schließlich sei noch ein aktuelles

Beispiel künstlerischer Provokation angeführt: Im April 2014 veröffentlichte die Online-Ausgabe der *Huffington Post* einen Artikel mit der Überschrift „Controversial ‚Human Zoo‘ will be reenacted 100 years later as art“. Zwei in Oslo lebende Künstler, so war zu lesen, beabsichtigten, das 1914 im Rahmen der Weltausstellung in Oslo präsentierte „The Congo Village“ nachzustellen. Damals lebten 80 Senegalesen fünf Monate lang auf einem abgegrenzten Areal in traditionellen Hütten und gingen dort – beobachtet von den BesucherInnen – ihrem Alltag nach. Das Kunstprojekt „European Attraction Limited“ des Jahres 2014 plant nun ein Reenactment dieses ‚Kongo Dorfes‘, wobei es den Künstlern besonders darum geht, eine Diskussion über Kolonialismus und Rassismus anzuregen. Das Projekt hat – wenig überraschend – nach nur kurzer Zeit zu ausgiebigen und hitzigen Diskussionen geführt. Ähnliches wünschte man sich letztlich für alle Reenactments.

Bibliographie

- Bendix, Regina. 2000. Der gespielte Krieg. Zur Leidenschaft des Historic Reenactment. In Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Hrsg.: *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende*, S. 253–268. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Fenn, Monika. 2013. 200 Jahre Völkerschlacht – Was bleibt nach der Eventisierung? [Mit 5 Kommentaren.] *Public History Weekly* 1(2). DOI: dx.doi.org/10.1515/phw-2013-192. Stand: 9.8.2014.
- Hunt, Stephen J. 2004. Acting the Part: ‘Living History’ as a Serious Leisure Pursuit. *Leisure Studies* 23(4): 387–403.
- Nolte, Paul. 2013. Nicht jeder mag einen 1000-Seiten-Geschichtswälzer lesen. Interview vom 19.10.2013 im Deutschlandradio Kultur. http://www.deutschlandradiokultur.de/paul-nolte-nicht-jeder-mag-einen-1000-seiten.1008.de.html?dram:article_id=265427. Stand: 9.8.2014.
- Otto, Ulf. 2010. Gegen Vergegenwärtigung. Zur Geste und Genese des Reenactments. In Matthias Mertens, Hrsg.: *Vergegenwärtigung (Jahrbuch für Kulturwissenschaft und ästhetische Praxis 4)*, S. 95–110. Tübingen: A. Francke.

Schneider, Rebecca. 2011. *Performing Remains. Art and War in Times of Theatrical Reenactment*. London: Routledge.

Eine Replik auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“

Wolfgang Hochbruck

Nordamerikanische Philologie und Kulturstudien, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Zitiervorschlag

Wolfgang Hochbruck. 2015. Eine Replik auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“. Forum Kritische Archäologie 4:16-17.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_3_Hochbruck.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.3](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.3)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Eine Replik auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“

Wolfgang Hochbruck

Nordamerikanische Philologie und Kulturstudien, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Wer sich auf das Riesenspektakel des 200. Jahrestags der sogenannten Völkerschlacht bei Leipzig zubewegte, konnte mit viel Glück einen halben Tag lang ein verstörendes Schauspiel erleben: Außer den ca. 4.000 in napoleonischen Kostümen aufgebrelten *Reenactors* schlichen da auch noch sechs jämmerliche, abgerissene Gestalten herum, die eher an die aus Russland zurückkehrenden Reste der Grande Armee im Winter davor erinnerten, als an die frisch ausstaffierten neu ausgehobenen Truppen des Herbstes 1813. Die „International Shattered Liberation Force“ hielt es allerdings eben nur einen halben Tag lang auf dem Feld, dann löste sie sich wieder auf. Warum? Angeblich, weil sich „die Aktion praktisch nicht ausreichend vom allgegenwärtigen ‚Völkerschlacht-Spiel‘ abheben konnte.“

Schade. Und ein deutliches Zeichen für die offensichtlich mangelhafte Auseinandersetzung mit der Performativität dessen, was sich das halbe Dutzend um den Künstler Bertram Haude da zugemutet hatte. Dabei war zum ersten die Ausgangslage nicht einmal schlecht, zum zweiten die Idee einfach großartig und so hätte drittens mit etwas mehr Einsicht in das, was hier angefangen wurde, der Zug der ISLF eine wirklich gute Aktion werden können.

Zurück zum ersten Punkt: Bertram Haude fällt leider mit Beharrlichkeit auf seine eigenen Vorurteile gegenüber Reenactments, also der historisierenden Form des Live Action Role Play als einer der Oberflächenprägungen des Geschichtstheaters, herein. Es sind mehrere Zitate aus von mir zum Thema veröffentlichten Aufsätzen und meinem Buch „Geschichtstheater“ in seinem Artikel – mal gekennzeichnet, mal nicht. Darüber hätte man wegsehen können, selbst wenn es ein wissenschaftlicher Artikel hätte werden sollen, aber unglücklicherweise will er das gar nicht. Warum eigentlich nicht? Eine wissenschaftlichere Auseinandersetzung wäre dem Thema angemessener – und stünde übrigens auch einer Zeitschrift mit wissenschaftlichem Anspruch besser an – als seine Vorurteile, Vermutungen und

Unterstellungen, die nur dadurch halbwegs akzeptabel bleiben, dass der Autor mehrfach wörtlich zugibt, dass er vorverurteilt, vermutet und unterstellt.

Die Vielschichtigkeit des Phänomens Reenactment hat eine differenziertere und wissenschaftlich unterfütterte Sichtweise verdient; deshalb sei das hier in aller Kürze nachgeliefert.

Militärische *Reenactments* dienten ursprünglich der theatralen Aufführung für Nicht-Dabeigewesene. Die napoleonischen Kriege, der amerikanische Bürgerkrieg und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 waren dann die ersten Konflikte, deren Teilnehmer im Nachhinein an Gedenktagen wieder in Uniformen aufliefen und zum Teil ihre eigenen Taten nachzelebrierten, zum Teil sich durch militärische Einheiten der jeweiligen Gegenwart vorspielen ließen. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts setzt dann jene (Wieder-)Aneignung von Geschichte von außerhalb des schulisch-universitären Apparates ein, die in einer kuriosen Mischung aus *Citizen Scholarship* (was leider mit dem deutschen „Privatgelehrten“ nicht gut zu greifen ist) und Theatralität, amerikanischen und britischen Vorbildern folgend, in solche Inszenierungen einmündet wie Marengo 1996, Austerlitz 2005 oder eben jetzt Leipzig.

Es handelt sich bei diesen Anverwandlungen von Geschichte als Erzählung mit den Mitteln des Geschichtstheaters um viel mehr als nur um tumbe Kriegstümmelei – was sich hier abspielt sind im Grunde Theaterwelten. Wenn auch vielleicht nicht solche, die uns spontan gefallen. Kunst ist nicht immer progressiv. Sie kann ziemlich reaktionär sein.

An dieser Stelle kann und muss die kreative Auseinandersetzung mit dem *Reenactment* beginnen und hier hat das Geschichtstheater der ISLF einen hochinteressanten Impuls geliefert. Oder sie hätten ihn liefern können, wenn ihnen klarer gewesen wäre, was sie da eigentlich machen, dass es um Theater

geht. In den Präsentationen von Museumstheater als *Living History Presentation* gehören Aktionen wie die der ISLF längst international zum Standard; leider gibt es in Deutschland nur wenige Museen, die solche Programme haben. Darüber hätten sich Haude und seine MitstreiterInnen aber informieren können und sollen.

Wie als populäre Gegenbewegung zu den Verwüstungen des Regie-Dramas in der bürgerlichen Theaterszene feiert das triumphalistische Aufzugs-Weihespiel der Kaiserzeit seine Auferstehung im Kriegstheater der *Reenactments*.

Damit muss man sich in der Tat auseinandersetzen – nicht mit der motivationalen Ebene des einzelnen nachgespielten französischen Grenadiers oder preußischen Landsturmmanns. Diese als Kriegshetzer und verharmlosende Schlachtenmaler zu denunzieren ist ebenso billig wie in vielen Fällen falsch. Natürlich gibt es unter den *Reenactors* viele bei der Verteilung von Heldentum zu kurz Gekommene und Uniformfetischisten. Es gibt aber auch eine Bewegung von mindestens ebenso vielen Geschichtstheater-DarstellerInnen, die sich im Verlauf ihrer Hobby-Karriere zunehmend kritisch mit der Geschichte, mit Praktiken des Wissenserwerbs und mit der eigenen Darstellung auseinandersetzen. Man muss nur mit ihnen das Gespräch suchen. Der Wissensstand, den sich oft gerade die sprichwörtlichen ‚einfachen‘ Leute erarbeitet haben, ist z.T. erstaunlich und in Einzelfällen in seiner Eindringtiefe und Spezialisierung selbst für WissenschaftlerInnen (die oft wegen der Stellensituation und den Lehrkapazitäten eher GeneralistInnen sein müssen) nur schwer zu erreichen. Die Dankbarkeit für Anerkennung durch einen Fachwissenschaftler habe ich in eben diesen Einzelfällen als schon fast beschämend erlebt. Diese Menschen sind aber natürlich in der Regel nicht spektakulär waffenverliebt und bereit, sich vor einer laufenden Kamera als hemmungslose Ganzjahreskarnevalisten zu produzieren – was dann wieder die Vorurteile bedient, denen auch Bertram Haude offenkundig aufgefressen ist.

Es gibt innerhalb der *Reenactment*-Szene immer wieder Versuche, die eigene Praxis nicht einfach in zelebrierender Endlosschleife zu perpetuieren, sondern auch kritisch zu verbessern – angesichts der (glücklicherweise!) Unblutigkeit der Schau-Kämpfe gibt es z.B. Darstellungen von Feldlazaretten, die an graphischem Detail nicht sparen und den ZuschauerInnen diesen Teil der Geschichte nahezubringen suchen. Viele der qualitativ besseren Gruppen suchen den Kontakt mit den Zuschauenden und kennen na-

türlich dieselben Texte, die Bertram Haude gerade als Belege für die Ignoranz der *Reenactors* heranzieht. Und sie sind nachvollziehbar froh darüber, dass sie noch ihre Zähne und ihre Gesundheit haben und am Sonntagabend zu Hause unter die Dusche steigen können.

Man kann das Wochenend-Kriegertum dieser *Reenactors* verspotten oder sich aus der eigenen pazifistischen Haltung zum Richter darüber aufschwingen. Fakt ist, dass viele der Einheiten, so wie sie auch in Leipzig aufmarschiert sind, in ihrer oft polynationalen und in jedem Fall sozial diastratischen Gemischtheit mehr für Verständigung unter den Klassen und für die Integration Europas getan haben als manch andere im Lande. Wer einmal mit sechs verschiedenen Nationalitäten am gleichen Lagerfeuer gesessen und das ehrliche Bemühen um wortwörtliches Verstehen erlebt hat, wird zumindest zögern, hier die Kriegstreiber von Morgen zu sehen.

Es ist sicher noch ein weiter Weg zurückzulegen, bis ein kritischerer Blick auf die eigene Praxis auch die Möchtegern-Kriegshelden erreicht hat, die es eben auch gibt und die vielleicht sogar die Mehrheit ausmachen. Vor diesem Hintergrund ist es doppelt schade, dass die ISLF nicht einfach weitermarschiert ist bzw. vor der Idee gekniffen hat, dass sie als Marschierer rüberkommen könnten – wenn das wirklich die Begründung gewesen sein soll, dann ist sie arg naiv. Dass sie sich im Rahmen des *Reenactments* bewegen würden, hätte den Teilnehmenden mit ein bisschen Nachdenken über Performativität klar sein müssen; dass sie allenfalls den dissidenten Rand und mit sechs Personen nicht den oppositionalen Paukenschlag darstellen konnten, auch. Trotzdem wären sie eine wichtige Irritation des bunten Bildes gewesen – vielleicht nicht bei allen willkommen, aber auf jeden Fall eine Anregung zum Nachdenken. Stören-Krieger eher als Störenfriede. Trotzdem hätte mich gewundert, wenn am Ende des Abends nicht genug Schlafplätze und ein Schluck Rotwein auch für die ISLF herausgesprungen wären.

Im Jahr 2015 ist *Bicentenaire* von Waterloo. Auf ein Neues!

Reenactment, Archäologie und Film – Ein Seitenblick auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“

Tom Stern

Ruhrmuseum Essen

Zitiervorschlag

Tom Stern. 2015. Reenactment, Archäologie und Film – Ein Seitenblick auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“. Forum Kritische Archäologie 4:18-20.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_4_Stern.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.4](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.4)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Reenactment, Archäologie und Film – Ein Seitenblick auf Bertram Haudes Essay „Krieg als Hobby?“

Tom Stern

Ruhrmuseum Essen

Grundsätzlich bin ich als Archäologe mit vielen der Gedanken Bertram Haudes einverstanden, doch möchte ich folgende seiner Aussagen kommentieren:

Nicht am Reenactment als solchem, sondern seiner Aneignung durch Gruppen, die sich offenbar aus Mangel an militärischen Ereignissen einen Ersatz verschaffen möchten, soll die Kritik ansetzen. Man möchte den Freizeitsoldaten einen Mangel unterstellen. Jenen Mangel, der sich im Kontrast zum tapferen, ehrhaften und treuen Soldaten aufzutut, dem nachzueifern sich in unserer langweiligen, ehr-, treu- und wertlosen, in dieser ‚verweichlichten‘ Zeit keine Gelegenheit bietet.

Was versteht der Autor unter Reenactment „als solchem“? Prinzipiell ist doch erstmal eine Auseinandersetzung mit Geschichte oder historischen Ereignissen positiv zu sehen. Das jeweilige individuelle Interesse macht aus den HobbyhistorikerInnen napoleonische oder römische Militär-Reenactors. Letztere versetzen sich ebenfalls in eine Gruppe, die nicht nur den europäischen Kontinent mit Krieg überzogen hat. Auffälligerweise schaut man den römischen Reenactors interessierter und, unter moralischen Aspekten, unkritischer über die Schulter, während die Völkerschlacht-Reenactors durch Haude ethisch viel kritischer beurteilt werden. Wirft man darüber hinaus einen Blick auf die Auslandseinsätze der Bundeswehr der letzten Jahre, so ist diese Zeit, unter militärischen Aspekten betrachtet, keineswegs „langweilig“ oder „verweichlicht“. Es gibt also auch noch andere Möglichkeiten zu „Kriegsspielen“! Wie sieht eigentlich der Alltag eines Reenactors aus? So ein Völkerschlacht-Spektakel ist sicher ein Höhepunkt, auf den jahrelang gearbeitet wurde. Ein Event, das erst durch die Medien weltweite Aufmerksamkeit erhält.

Besonders gut gefallen hat mir Bertram Haudes Idee einer International Shattered Liberation Force (ISLF), die wunderbar das Schlachten-Reenactment konterkariert und um eine wirklich notwendige Dimension – die der Opfer, der Geschundenen und

Traumatisierten – erweitert. Bei dieser Art von Gegen-Kunst hätte ich nur zu gern mitgemacht. Schade, dass die Gruppe nicht wirklich subversiv agiert hat. Sie hätte sich sicherlich auch ganz offiziell als scheinbar normale Reenactment-Gruppe anmelden können und allein durch ihr „Erscheinungsbild“ bzw. durch abweichende Handlungen, z.B. Bettelgesten o.ä., permanent für Irritationen während der Veranstaltung sorgen können. Es muss nicht sein, wie der Autor meint, dass nur eine große Anzahl auffällt und die kleine ISLF sich nicht genug abheben würde. Letzteres hängt ja vor allem von den Handlungen und sonstigen Gesten ab, mit denen sich die Gruppe in dem Medienspektakel hätte präsentieren können (vgl. dazu die Kunstaktion „Radioballett – Leipzig 2003“ der Gruppe LIGNA: <http://ligna.blogspot.de/2009/12/radioballett.html>).

Viele der Aspekte, die Bertram Haude in seinem Essay anspricht, finden sich auch in der Verwendung von Reenactment-Szenen im Archäologiefilm wieder. Kaum eine Dokumentation zur Archäologie kommt heute ohne nachgestellte Spielszenen aus. TV-Zeitschriften sprechen von »Doku-Spiel«, »Doku-Drama« oder »Szenischer Dokumentation«. Gemeint ist eine grundsätzlich faktenorientierte Darstellung, die dramatisierende Spielszenen verwendet und in den letzten 15 Jahren dafür meist (die deutlich billigeren) Reenactment-Groups einsetzt. 2011 haben der Hamburger Filmmacher und Filmhistoriker Thomas Tode und ich für den Vortrag „Von Pinsel und Spaten zu Pixel und Daten – Eine Bilanz des Archäologiefilms der letzten 30 Jahre“ (gehalten am 09.06.2011 auf dem Symposium der Gerda Henkel-Stiftung in Kiel zum Thema „Archäologie im Film“) einige Überlegungen dazu formuliert, die ich hier zitieren möchte:

Was sind Reenactment-Gruppen? Es sind Freizeitvereinigungen, die – inspiriert durch die experimentelle Archäologie – authentische Kleidung, Bewaffnung und Ausrüstung herstellen, tragen und demonstrieren. In der Definition einer Reenactment-

gruppe um Daniel Peterson, der angeblich 1982 die erste Römergruppe Deutschlands gründete, heißt es, ihre Mitglieder wären, „[...] authentisch ausgerüstet und bewaffnet, sie bereiten und essen authentische Lebensmittel, sie schlafen in originalgetreu nachgebauten Lederzelten und sie tragen Gewaltmärsche, Militärübungen und Kampfsimulationen aus, sie sind echte ‚experimentelle Archäologen‘, die neue Einsichten in die größte Armee der abendländischen Geschichte ermöglichen“ (Peterson 1992, Umschlagtext, übers. T.S.).

Es sind also Laien, Amateure im guten Sinne, die neuerdings auch die Bezeichnung »Living History« für ihre Aktivitäten verwenden. Wie die englischen Bezeichnungen andeuten, kommen die Vorbilder ursprünglich aus den USA (Civil-War-Gruppen) und Großbritannien (Römergruppen) (Junkelmann 2002). Anregungen dafür kamen neben der experimentellen Archäologie auch aus archäologischen Freilichtmuseen mit baulichen Rekonstruktionen, die seit Ende der 70er Jahre stark zugenommen haben. Ihr Manko: Sie wirkten immer recht unbelebt. So nutzen häufig Museen Reenactmentgruppen für besondere PR-Veranstaltungen (Römertreffen, Keltenfeste, Tage der offenen Tür) und bieten der Living History damit auch eine Bühne. Eine Symbiose im besten Sinne! Das haben auch die Filmautoren erkannt und nutzen Freilichtmuseen und Reenactmentgruppen für Spielszenen: eine kostengünstige Alternative zur Beschäftigung von professionellen SchauspielerInnen, Ausstattern und Filmarchitekten.

Um es deutlich zu sagen: Nicht jede Spielszene ist Reenactment. Finanzkräftige Produktionen heuern häufig auch professionelle SchauspielerInnen in Kostümen an (gerne in »billigen« 3.-Welt-Ländern) oder gar komplett ausgestattete Folkloregruppen aus Freizeitparks, wie zum Beispiel in *Die Sternenkriege der Maya* (Regie: Detlev Cordts und Nicola von Oppel, D 2004). Doch in den Filmen sind diese Szenen in derselben Art eingesetzt wie die Reenactment-Darstellungen. Ihr Unterschied zum Hollywood-Historienfilm im historischen Gewand besteht darin, dass die Handlungen nur demonstrativ und stellvertretend vorgeführt werden (z.B. eine marschierende Armee steht für Eroberung, Feuer für Krieg, ein Mann in Siegerpose für den Erfolg). Dabei soll man stets die nachgebildete Ausrüstung gut sehen können. Meist gibt es nur eine primitive filmische Auflösung in wenigen Kamerapositionen, bei Massenszenen kaum Koordination, geschweige denn Choreographie. »Massenszenen« werden allerdings nach dem Pars-pro-toto-Prinzip nur durch wenige Figuranten dargestellt. Vor allem aber – und

das ist der wichtigste Unterschied – gibt es keine Dialoge. In der Dokumentation *Die Pyramide* (Regie: Jonathan Stamp, GB 2002) gibt es die illustre Variante, dass neben dem Kommentar die Originaldialoge leise noch zu hören sind: Allerdings sprechen die dargestellten alten Ägypter fließend arabisch! Hauptsache fremdländisch, war wohl das Motto der britischen Produktion, die vielleicht im heutigen Tunesien gedreht wurde.

Was ist die Aufgabe dieser Spielszenen? 1. Sie bieten vor allem einen Bildteppich-Untergrund für den Off-Kommentar. 2. Sie zeigen bewegte Strukturen: nicht unwichtig für den Archäologiefilm, der ansonsten vor allem Interviews und Funde präsentiert, also an einem Mangel an Bewegung im Bild leidet. 3. Sie illustrieren das im Text Gesagte (kämpfen, marschieren, sich ansiedeln usw.). 4. Sie bieten mit der Präsenz des menschlichen Gesichts und Körpers eine leichtere Identifikation an als beispielsweise Museumsvitrinen. Mit Menschen kann man sich leichter identifizieren als mit Zinnfiguren oder Objekten in Museumsvitrinen.

Was ist das Problematische dieser Bilder? 1. Sie verschieben die Aufmerksamkeit der ZuschauerInnen (und der RegisseurInnen) auf Action und Dramaturgie, und entwerfen dabei wirkungsmächtige Bilder, die – da sie im Kontext einer Dokumentation erscheinen – als geschichtlich wahrgenommen werden. 2. Reenactors sind keine professionellen SchauspielerInnen und die mit ihnen besetzten Filmszenen wirken oft ungelent, naiv und hobbyistisch, und durch den Mangel an ausreichender Komparserie wie »Sandalenfilme für Arme«. 3. Das Schaffen neuer Bilder schließt meist die kritische Auseinandersetzung mit bereits vorhandenen historischen Bildern aus (z.B. Gemälde des 19. Jahrhunderts, Hollywoodfilm usw.), deren Bildstrukturen sie oft übernehmen. 4. Die Grenzen zwischen Faktischem und Fiktivem verwischen bis zur Unkenntlichkeit. Dabei hat die Filmform der Dokumentation den Anspruch, sich an Fakten zu orientieren. In den Fernsehsendern produzieren die Abteilungen für Dokumentationen nun immer häufiger diese Spielszenen, die verhältnismäßig große Geldmengen absorbieren, die für die Entwicklung und Realisierung anderer didaktischer Formen dann fehlen.

Ich möchte nicht grundsätzlich gegen die Verwendung von Spielszenen in Dokumentationen sprechen. Es käme auf ihre Dosierung im Verhältnis zu anderen Bildarten an, darauf, die Möglichkeiten der Abstraktion und Verfremdung zu nutzen, etwa als Schattenbilder, farbverfremdet etc., oder wie beim

Beispiel *Der römische Gutshof von Hechingen*, auch unter dem Titel *Villa Rustica: Römerwelt in Hechingen-Stein* (Regie: Christopher Paul, D 2004), “die Römer” als sympathische HobbyfreizeitlerInnen zu outen. Dann gewöhnen die Bilder des Reenactments, da sie zusätzlich heutiges Freizeitverhalten und ausgelebtes Interesse an Geschichte dokumentieren.

Aber die Tendenz geht offenbar zu Dokumentationen, die überwiegend oder komplett durch Spielszenen (meist in Verbindung mit Computeranimationen) erzählt werden, beispielsweise *Die Pyramide* (Regie: Jonathan Stamp, GB 2002), *Collosseum* (Regie: Tilman Remme, GB/D/F 2003) oder *Pompeji: Der letzte Tag* (Regie: Ailsa Orr und Peter Nicholson, D/GB 2003). Doch ich wäre mir nicht so sicher, ob wir ewig im Bann von Indiana Jones stehen und die Auseinandersetzung mit Hollywood stets so endet, wie der Gladiator am Ende sagt: »Der Ausgang der Schlacht war nur eine Frage der Zeit«.

Bibliographie

- Peterson, Daniel. 1992. *The Roman Legions Recreated in Colour Photographs*. London: Windrow & Greene.
- Junkelmann, Marcus. 2002. Das Phänomen der zeitgenössischen „Römergruppen“. In Inken Jensen und Alfred Wiczorek, Hrsg. in.: *Dino, Zeus und Asterix. Zeitzeuge Archäologie in Werbung, Kunst und Alltag heute*, S. 73-90. Mannheim: Reiss-Engelhorn-Museen.

Das Recht der Tiere, wahrgenommen zu werden.

Das Potential der Human-Animal Studies in der Westasiatischen Altertumskunde.

Daniel Lau und Andre Gamerschlag

Zitiervorschlag

Daniel Lau und Andre Gamerschlag. 2015. Das Recht der Tiere, wahrgenommen zu werden. Das Potential der Human-Animal Studies in der Westasiatischen Altertumskunde. Forum Kritische Archäologie 4:21-41.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_5_Lau_Gamerschlag.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.5](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.5)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Das Recht der Tiere, wahrgenommen zu werden. Das Potential der Human-Animal Studies in der Westasiatischen Altertumskunde¹

Daniel Lau

Freie Universität Berlin, daniel.lau@fu-berlin.de

Andre Gamerschlag

Leibniz Universität Hannover, a.gamerschlag@ish.uni-hannover.de

Zusammenfassung

Dieser Artikel ergründet das Potential des jungen Forschungsfeldes der Human-Animal Studies, unter veränderten Blickwinkeln neue Fragen an die Westasiatische Altertumskunde zu stellen. Nach einer kurzen Darstellung zum Selbstverständnis der Human-Animal Studies und ihrer Entwicklung im deutschsprachigen Raum werden die Quellen der Westasiatischen Altertumskunde hinsichtlich einer Verwertbarkeit für die Human-Animal Studies vorgestellt. Die beispielhafte Besprechung einer kritischen Domestikationsforschung schließt den Artikel ab.

Abstract

This article explores the potential of the young field of Human-Animal Studies to raise new questions originating from changed perspectives within West Asian Archaeology. After a brief introduction to human-animal studies and their development in German-speaking countries, the available evidential sources for West Asian archaeology are presented in terms of their potentials for Human-Animal Studies. A critical view on domestication offers a concrete example that concludes the article.

Keywords

anthropocentrism, ancient human-animal relations, Near Eastern/West Asian archaeology

¹ Um den Kolonialbegriff „Vorderasien“ zu vermeiden, wird die neutralere Bezeichnung Westasien verwendet. Unter dem Begriff Westasiatische Altertumskunde werden hier die Westasiatische Archäologie sowie die Altorientalische Philologie zusammengefasst. Gleichzeitig war es im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, die Literatur des gesamten Raumes zu sichten, so dass die hier zitierte Literatur ihren Schwerpunkt auf den mesopotamischen Bereich des heutigen Irak, Teile Syriens und Ostanatoliens legt.

Die Idee zu diesem Artikel entstand im Rahmen eines Lehrauftrags zum Thema „Die Mensch-Tier-Beziehungen in Mesopotamien“ an der Freien Universität Berlin im Sommersemester 2013. Es zeigte sich, dass es an einem deutschsprachigen Überblick zum Potential der Human-Animal Studies für die Westasiatische Altertumskunde mangelt. Diese Lücke versucht der vorliegende Beitrag zu schließen. – Der Titel ist bewusst an Othmar Keels kunsthistorische Monographie *Das Recht der Bilder, gesehen zu werden* (1992) und an John Bergers *Why look at animals?* (1980) angelehnt und soll die Leserschaft daran erinnern, dass ein veränderter Blickwinkel auf alte Fragen zu neuen Erkenntnissen führen kann.

Der Blick auf die Tiere²

Die Konstruktion des westlichen Menschenbildes weist den Tieren spätestens seit der klassischen Antike die Rolle des *Anderen* zu, die all jenes umfasst, was als *nicht-menschlich* angesehen wird. Tiere werden bis heute als wild, instinktbezogen, grausam und triebhaft dargestellt und dem Menschen gegenübergestellt, der als zivilisiert und intellektuell gilt sowie über eine Sprache und Bewusstsein verfügt (Adorno und Horkheimer 1969: 262; Mütterich 2005; Buschka und Rouamba 2013). Diese bis in die Alltagssprache hinein verfestigte Mensch-Tier-Dichotomie erschafft einen Anthropozentrismus, einen menschlichen Exzeptionalismus, der alles, was nicht menschlich ist, marginalisiert und abwertet (Derrida 2010: 69–70). Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch die archäologischen Disziplinen vom anthropozentrischen Standpunkt durchdrungen sind und dass die Rolle von Tieren und ihr Anteil an der menschlichen Geschichte bislang weitgehend marginalisiert worden sind. Es existiert zwar eine unüberschaubare Anzahl archäozoologischer, kunsthistorischer oder philologischer Beiträge, die sich mit der Fauna Mesopotamiens auseinandersetzen, die Tiere jedoch überwiegend in eine reine Objektrolle drängen. Diese Beiträge verstehen das Tier nicht als Subjekt, als Agens oder Akteur mit eigener Handlungsautonomie, sondern als Ressource, aus der die Menschen schöpfen konnten, analog beispielsweise zu Kupfer, Lehm, Holz oder anderen Rohstoffen.

Seit den 1970er Jahren, vor allem mit der Etablierung der Tierrechtsbewegung,³ verändert sich diese Situation und die Subjekt-Rolle der Tiere wird in den Wissenschaften immer häufiger berücksich-

tigt (Roscher 2012). Die Betrachtung von konkreten Mensch-Tier-Beziehungen, gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnissen sowie Tier-Bildern gewinnt seit wenigen Jahren auch im deutschsprachigen Raum an Aufmerksamkeit. Pointiert wird die dahinterstehende internationale Entwicklung von manchen Protagonist_innen und Betrachter_innen des relativ jungen Forschungsfeldes der Human-Animal Studies (im Folgenden: HAS) sogar schon als ‚animal turn‘ (Ritvo 2007; Weil 2010; vgl. dazu Overton/Hamilakis 2013: 113) bezeichnet und ist analog zum ‚linguistic turn‘ (Rorty 1967) in den 1960er oder dem ‚iconic turn‘ (Sachs-Hombach 2009) seit den 1990er Jahren zu verstehen.

The turn to animals, in art as in theory, is an attempt to envision a different understanding of what we humans are and consequently to enlarge or change the possibilities for what we can think and what we can do in the world (Weil 2010: 10).

Der Westasiatischen Altertumskunde ist die Berücksichtigung der Fauna seit jeher immanent. Dies liegt nicht allein daran, dass ein Großteil der Wildformen der heutigen Haustierarten im Bereich des ‚Fruchtbaren Halbmondes‘ domestiziert wurde und dementsprechend bei der Erforschung der Neolithisierungsprozesse in den Fokus der Forschung rückte. Auch den Darstellungen von Tieren in den Schrift- und Bilddenkmälern Mesopotamiens kommt ein hoher Stellenwert zu. Die ersten Überblickswerke zur westasiatischen antiken Fauna veröffentlichten Friederichs (1933), Landsberger (1934; 1960; 1962), Van Buren (1939) sowie Nagel (1961) – neuerdings Gilbert (2002). Schon Oppenheim und Hartman (1945) konzentrierten sich auf die Haus- und Nutztiere hinsichtlich ihrer (passiven) Rolle in der Wirtschaftsgeschichte des Menschen, diese frühen Forschungen wurden später vermehrt wieder aufgenommen (z.B. Postgate und Powell 1993, 1995; Englund 1995; Sallaberger 2004). Daneben galt das Interesse aber auch der Erforschung der Jagd (Salonen 1976; Albenda 2008) und des Fischfangs (Salonen 1970; Englund 1990). Neben wichtigen Sammelbänden (Müller-Karpe 1983; Borgeaud et al. 1984; Parayre 2000; Collins 2002) zu unterschiedlichen Themen liegen auch Betrachtungen einzelner Spezies vor (Hamoto 1995; Göhde 1998; Herles 2007). Trotz dieser vielfältigen Studien betrachtete die Forschung Tiere bislang überwiegend als Objekt, als ‚kulturelles Artefakt‘ und weniger als selbstständigen Akteur bzw. Agens (Dittrich 2013 mit Verweis auf Uerpman 1973 und Smith 2001; Overton/Hamilakis 2013). Damit unterscheidet sich die westasiatische Altertumskunde hinsichtlich ihrer Haltung zum Tier nicht

² Der Begriff ‚Tier‘ oder in seinem Plural ‚Tiere‘ verschleiert die reale Artenvielfalt und Ausdifferenzierung der nichtmenschlichen Spezies. Die weitere Verwendung des Begriffs ‚Tiere‘ erfolgt aufgrund seiner einfacheren Lesbarkeit im Sinne einer speziesunabhängigen Bezeichnung.

³ Da sich die Tierrechtsbewegung in unterschiedliche ethisch oder politisch motivierte Lager spaltet, sind die einzelnen Ausrichtungen kritisch zu hinterfragen. Paradigmatisch zeigt sich dies an dem von einigen Tierrechtsaktivisten genutzten KZ-Vergleich, in dem die Ställe der Massentierhaltungsindustrie mit den Konzentrationslagern der Nazi-Zeit in Deutschland verglichen werden. Die Tierrechtsorganisation *People for the Ethical Treatment of Animals* (PeTA) warb beispielsweise mit dem Slogan „Der Holocaust auf Deinem Teller“ gegen den Fleischkonsum (vgl. zur Kritik am KZ-Vergleich Witt-Stahl 2014 [2004]). Daneben schrecken PeTA bei ihrer Werbung auch nicht vor eindeutig sexistischen Äußerungen oder Darstellungen sowie vor „fat-shaming“ zurück (vgl. dazu Heubach 2011).

von anderen Geschichts- oder Sozialwissenschaften (siehe dazu Roscher 2011; Pfau-Effinger und Buschka 2013).

Die Erforschung von Mensch-Tier-Verhältnissen unter dem Gesichtspunkt eines *handelnden* Tieres ist eines der Kernthemen der HAS. Die Umsetzung des Konzeptes führt zur Einnahme eines alternativen Blickwinkels, der wiederum neue Erkenntnisse für die Erforschung Alt-Westasiens verspricht (Dittrich 2013; Hill 2013; Overton/Hamilakis 2013). Gleichzeitig hat die westasiatische Altertumskunde das Potenzial, die Anfänge der Mensch-Tier-Verhältnisse zu erhellen, aber auch die weitere Entwicklung des zunehmend komplexer werdenden Sozialgefüges des menschlichen und tierlichen Zusammenlebens zu ergründen. Letzteres kann anhand von Faunenresten und Bilddenkmälern sowie ab dem ausgehenden 4. Jahrtausend BCE in Mesopotamien auch durch schriftliche Dokumente geschehen. Damit stellen die Kulturen Westasiens ein umfangreiches Forschungsgebiet für die HAS dar. Lediglich die Sachkultur Ägyptens verfügt mit ebenfalls sehr frühen (schriftlichen) Zeugnissen zu Mensch-Tier-Verhältnissen über vergleichbare Quellen.

Im folgenden Abschnitt werden die HAS vorgestellt. Zunächst wird geklärt, wieso die Erforschung von Mensch-Tier-Verhältnissen auch für die anthropozentrische Forschung relevant ist, welche Oberbegriffe für Human-Animal Studies existieren und auf welchem Stand das Feld im anglophonen und deutschsprachigen Raum derzeit ist. Anschließend wird die Perspektive der HAS charakterisiert, deren Vorreiter vorgestellt und ein Überblick über Studien aus den deutschsprachigen Geschichtswissenschaften und der Kulturanthropologie gegeben. Im dritten Teil schließt sich eine Erörterung der altertumskundlichen Quellen an, aus denen die HAS schöpfen können und zum Abschluss wird anhand der Neolithisierungsprozesse beispielhaft aufgezeigt, welche neuen Blickwinkel die westasiatische Altertumskunde unter Berücksichtigung der HAS einnehmen kann.

Entwicklung und Selbstverständnis der Human-Animal Studies

Die Erforschung von Mensch-Tier-Beziehungen und -Verhältnissen ist nicht nur für die Reflexion des gegenwärtigen Tier-Status und der vorherrschenden Tier-Bilder, sondern auch für das Verständnis der Humangesellschaft relevant. Tiere prägten die menschliche Zivilisation von Anbeginn an mit, in-

dem die Domestikation und Nutzung von Tieren Menschen dazu verhalf, aufgrund der Arbeitskraft und Verfügbarkeit der ‚Haustiere‘ Überproduktion zu schaffen und die sogenannte *secondary products revolution* einzuleiten (Sherratt 1981). Die Ausnutzung des gesamten Tierkörpers führte dazu, aus den Substanzen wie Muttermilch und Blut, Fell und Haut, Knochen und Geweih Produkte zu erschaffen. Diese durch Arbeitskraft und Überproduktion gewonnenen Reserven entlasteten die Menschen teilweise von der täglichen Subsistenzarbeit und schafften zugleich eine Abhängigkeit des Menschen vom Tier. Die Bedeutung von Tieren für Menschen hat sich bis in die Gegenwart weiter ausdifferenziert und verfestigt. Tiere begleiten und dienen Menschen auf vielfältige Weise. Als ‚Haustiere‘ können sie zu Freunden und Begleitern werden. Als ‚Nutztiere‘ werden sie zur Produktion von Nahrung und anderen Produkten verwendet und getötet. Sie wurden von Menschen eingespannt und als Zug- und Lasttiere verwendet, bis die Industrialisierung effektivere Hilfsmittel hervorbrachte. Als ‚Versuchstiere‘ werden sie zum Test von Chemikalien und Medikamenten genutzt. Im Krieg müssen sie Menschen bei der Anwendung von Gewalt gegen andere Menschen unterstützen oder als Botentiere eingesetzt. Weitere Tiere, egal ob Wild-, Nutz- oder Haustiere werden zu Unterhaltungszwecken in Zoos und im Fernsehen präsentiert. Neben dieser materiell ausgerichteten Nutzung von Tieren darf auch ihre symbolische Bedeutung nicht vergessen werden. Tiere sind auch eine Projektionsfläche für menschliche Überlegungen. Als ‚Wildtiere‘ und ‚Exoten‘ repräsentieren sie ‚das Fremde‘ und teilweise ‚das Gefährliche‘. In die Konstruktion von Tier-Bildern fließen oft positive oder negative menschliche Eigenschaften ein, etwa bei der Taube die Friedfertigkeit, beim Hund die Treue, bei der Schlange die Verschlagenheit. Obwohl Tiere oft anthropomorphisiert werden, dienen sie in der Regel als Kontrastfolie zum Menschen. Immer wieder wurde ‚der Mensch‘ in der abendländischen Ideengeschichte darüber definiert, was ihn tatsächlich und vermeintlich von anderen Tieren unterscheidet (vgl. dazu Chimaira Arbeitskreis 2011: 7–13 und dort genannte weitere Verweise). Diese an den Natur-Kultur-Dualismus gekoppelte Denktradition kann auch Menschengruppen zum Verhängnis werden, wenn diese in die Nähe von negativ konnotierten Tier-Bildern gerückt werden. Animalisierung ist die zentrale Dehumanisierungsstrategie, wenn zwischenmenschliche Gewalt, Ungleichheit oder Herrschaft legitimiert werden sollen, wie unzählige Beispiele belegen. Schwarze, Indigenas, Frauen, Juden, Kriegsgegner – alle diese in der Geschichte auf sehr unterschiedliche Weise unterdrückten bzw.

verfolgten Gruppen wurden als Tiere, Bestien, Parasiten oder zumindest als tiernah angesehen und entsprechend behandelt (s. dazu Mütterich 2003; 2005). Diese kleine Auswahl zeigt bereits, dass die perspektivische Verengung auf die Humangesellschaft und die Marginalisierung der Verhältnisse und Beziehungen zwischen Menschen und anderen Tieren zu Erkenntnisdefiziten führt. Das bedeutet, dass die Humangesellschaft und ihre Geschichte nicht völlig verstanden werden können, wenn Tiere und unsere Verbindungen zu ihnen, die fester Bestandteil dieser Gesellschaft sind, unberücksichtigt bleiben. Im Detail beschreibt Carola Otterstedt (2012) die „Bedeutung des Tieres für unsere Gesellschaft“ im gleichnamigen Aufsatz (grundlegend dazu auch DeMello 2012).

Durch die Vielfalt von Bedeutungen, die Tiere für Menschen haben, ergibt sich ein enormer Komplex von Fragen und Ansatzpunkten für die Forschung, welche zu einem eigenen Forschungsfeld wurden. Inzwischen haben sich mehrere Richtungen entwickelt, die den Komplex mit unterschiedlichen Begriffen zu fassen versuchen. Der Begriff ‚Human-Animal Studies‘ betont die Verbindungen von Menschen und Tieren, während die Alternative ‚Animal Studies‘ einen begrifflichen, jedoch nicht zwangsweise auch forschungsprogrammatischen Fokus auf Tiere legt. Die Bezeichnungen ‚Cultural Animal Studies‘ und ‚Literary Animal Studies‘ transportieren eine jeweils spezifische disziplinäre Ausrichtung auf Kultur- bzw. Literaturgeschichte. Das Label ‚Critical Animal Studies‘ betont hingegen begrifflich einen in programmatischer Hinsicht substantiellen Unterschied, da die Akteur_innen dieser Ausrichtung eine gesellschaftskritische Perspektive auf Mensch-Tier-Verhältnisse einnehmen und diese als Gewalt-, Herrschafts- oder Ausbeutungsverhältnis interpretieren. Sie unterscheiden sich damit von dem Teil der Human-Animal bzw. Animal Studies, der Beziehungen, Verhältnisse und Bilder rein deskriptiv thematisiert, ohne explizit gesellschaftliche Grundannahmen und Grundeinstellungen in Bezug auf Tiere zu hinterfragen. Im Folgenden werden wir mit dem Label Human-Animal Studies weiter arbeiten und empfehlen, nicht von einer klaren Differenzierbarkeit der Labels auszugehen.

Human-Animal Studies sind inzwischen ein internationales, interdisziplinäres und multiparadigmatisches Forschungsfeld. Es kam im anglophonen Raum auf und kann dort erste Institutionalisierungserfolge vorweisen. In anderen Sprachräumen beginnt die Etablierung mit unterschiedlichem Fortschritt. Im deutschsprachigen Raum zeigen sich seit 2009 erste Etablierungstendenzen durch die Gründung von

Netzwerken, Forschungsgruppen, Zeitschriften sowie eine zunehmende Anzahl an Kongressen, Tagungen, Veröffentlichungen und Lehrveranstaltungen. An dem Forschungsfeld beteiligen sich (hauptsächlich) Akteur_innen aller Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, aber auch der Medizin, Psychologie, Biologie etc. Ebenso wie im Ländervergleich ist der Entwicklungsstand auch im Vergleich der wissenschaftlichen Disziplinen im deutschsprachigen Raum sehr unterschiedlich. Dennoch beklagen Vertreter_innen aller Disziplinen nach wie vor die Marginalisierung des Themenkomplexes (Pfau-Effinger und Buschka 2013 für die Soziologie, Roscher 2011 für die Geschichtswissenschaft, und Dittrich 2013 für die Archäologie). Auch innerhalb der Disziplinen lassen sich die HAS nicht auf einzelne Paradigmen, Theorie- oder Methodentraditionen begrenzen, so dass das Feld aus vielen Perspektiven beleuchtet werden muss. Bisher mangelt es jedoch an der interdisziplinären Vernetzung und der Entwicklung großer Theorien, welche sowohl paradigmatischer als auch disziplinübergreifend die Erkenntnisse von Studien mit engem Fokus – etwa Mensch-Tier-Beziehung in einer bestimmten Region und historischen Phasen – nutzbar machen.

Im anglophonen Raum haben sich Human-Animal Studies ab den 1980er Jahren entwickelt. Auch wenn sie weder ein Mainstream-Forschungsfeld noch eine allgemein anerkannte, eigenständige Disziplin sind, konnten sich die Human-Animal Studies dort breit aufstellen.⁴ Ein wichtiger Indikator für die erste Etablierung eines Feldes ist das Vorhandensein von Zeitschriften. Die erste Zeitschrift der HAS, *Anthrozoös: A Multidisziplinäre Journal of the Interactions of People and Animals*, startete Mitte der 1980er Jahre.⁵ Das Angebot an Tagungen, Kongressen, Seminaren und Netzwerken ist inzwischen nicht mehr überschaubar. Damit einher ging ein Anstieg der Publikationen. Als Indikatoren können zwei Beispiele aus der Soziologie herangezogen

⁴ Weitere Zeitschriften wie *Society and Animals: Journal of Human-Animal Studies* (herausgegeben von der *Society and Animals Forum*), *Journal for Critical Animal Studies*, *Humanimalia: A Journal of Human-Animal Interface Studies* und das kulturwissenschaftliche Online-Journal *Antennae: The Journal of Nature in Visual Culture* folgten.

⁵ In den Folgejahren entstanden das Netzwerk *Cultural and Literary Animal Studies* an der Universität Würzburg, die *Universitäre Interessengemeinschaft Tierrechte* und *HAS-Forschungsgruppe* an der Universität Innsbruck, die Forschungsgruppe *mensch tier kritik* und akademische Plattform *Critical Animal Studies Austria* an der Universität Wien, das Historikernetzwerk *Animals and History* sowie der deutsche Ableger des internationalen *Minding Animals Netzwerkes*.

werden, die jedoch nicht repräsentativ für andere Disziplinen sind. In den ‚Sociological Abstracts‘ lag der Anteil der erfassten Publikationen zum Thema ‚animal-human-relations‘ 1988/89 etwa bei 0,07 Prozent, 1998/99 waren es bereits 0,17 Prozent (vgl. Wiedenmann 2002: 10–11). Eine von Soziolog_innen an der Stanford University durchgeführte Studie über US-Dissertationen (Gerbasi u.a. 2002, zit. in Wiedenmann 2009: 19), basierend auf der Auswertung von Titeln und Zusammenfassungen, zeigte, dass sich die Anzahl von Studien im Zeitraum der 1980er und 1990er Jahre um das Zweieinhalbfache gesteigert hat. Auch wenn über den Anstieg in den letzten 15 Jahren keine Zahlen vorliegen, kann bereits aufgrund oberflächlicher Suchen mit Schlüsselbegriffen und anderer Entwicklungen (etwa auf dem Büchermarkt) davon ausgegangen werden, dass sich das Veröffentlichungsaufkommen vervielfacht hat. An den Zahlen zeigt sich zwar ein steigendes Interesse, jedoch auch, dass dessen Umfang noch immer im einstelligen Promillebereich liegt. Ähnlich kann auch die internationale Entwicklung des Forschungsfeldes gesehen werden: stetiges Wachstum und erste Etablierungsschritte, ohne dass eine vollendete Etablierung in Aussicht steht.

Im deutschsprachigen Raum entwickeln sich die Human-Animal Studies seit Ende des letzten Jahrzehnts. 2006 war das Feld zumindest mit der Ad-hoc-Gruppe *Soziologie der Mensch-Tier-Beziehungen* auf dem 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) ‚Die Natur der Gesellschaft‘ vertreten. Bereits seit über zehn Jahren sind vereinzelt Seminare im Feld HAS in den Vorlesungsverzeichnissen deutschsprachiger Universitäten zu finden, doch erst seit 2012 werden jedes Semester an mehreren Hochschulen entsprechende Veranstaltungen angeboten. Gleichzeitig ist ein gestiegenes Interesse seitens der Studierenden festzustellen, das sich etwa in der Zunahme von Seminarteilnehmenden und Abschlussarbeiten zeigt. So stellte die fakultätsübergreifende Ringvorlesung ‚Perspektiven der Mensch-Tier-Beziehungen‘, die im Wintersemester 2011/2012 an der Universität Innsbruck stattfand, mit 950 Teilnehmenden mit Abstand einen Besucherrekord für dieses Format an der Universität auf. Parallel entwickelten sich das Veröffentlichungsaufkommen und Tagungen zum Thema.⁶ Waren entspre-

⁶ Beispielsweise die Tagung *Fleisch essen* an der Universität Hamburg, die Konferenzen *Law and Animals* an den Universitäten Wien und Basel, die Konferenz *Politische Tiere* an der Universität Frankfurt, die *Human-Animal Studies Konferenz* an der Universität Innsbruck und die 3. *Europäische Konferenz für Human-Animal Studies* an der Universität Karlsruhe. Auch 2014 fanden und finden an mehreren Universitä-

chende Veröffentlichungen Anfang der 2000er Jahre noch Einzelfälle, ist das Neuaufkommen inzwischen so hoch, dass es nur noch schwer vollständig verfolgt werden kann. In den letzten Jahren entstanden auch die ersten akademischen Arbeitsgruppen, teilweise mit Hochschulanschluss. 2009 wurde in München das interdisziplinäre Bündnis *Mensch und Tier* gegründet. Ein Jahr später gründeten sich gleich mehrere Gruppen: Die *Group for Society and Animals Studies* am Institut für Soziologie der Universität Hamburg, der interdisziplinäre *Chimaira Arbeitskreis für Human-Animal Studies* sowie das *Messerli Forschungsinstitut* der Veterinärmedizinischen Universität Wien, an dem unter anderem der Masterstudiengang *Mensch-Tier-Beziehungen* angeboten wird. Seit 2009 erscheint mit dem *ALTEX Ethik* Ableger *TIERethik* die erste deutschsprachige Zeitschrift mit einem philosophischen Fokus im Bereich der HAS. Mit den *Tierstudien* erscheint seit 2012 ein kulturwissenschaftlich orientiertes Journal. Auch in Form von Kongressen und Tagungen hat sich das Angebot ausgedehnt. Beispiele aus den letzten Jahren sind die *Summer Schools* an der Universität Würzburg und andere.⁷

Perspektivisch eint die Human-Animal Studies, dass sie Tiere und unsere Beziehungen zu und Verhältnisse mit ihnen nicht nur randständig untersuchen, etwa in Hinblick auf ihre materiellen, sozialen, institutionellen, kulturellen und historischen Kontexte. Analog zur Bedeutung der Women’s Studies und Gender Studies für die Frauenbewegung, der Queer Studies für die Queer Bewegung und der Disability Studies für die Behindertenbewegung sollen Human-Animal Studies neues Wissen schaffen, aber auch altes Wissen und alte Diskurse auf reflexive und teils explizit emanzipatorische Weise neu betrachten und verbinden. Hierbei gilt es, und auch darin besteht eine Gemeinsamkeit der genannten

ten Konferenzen und Tagungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten statt.

⁷ Auch die Sammelbände *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses* (Münch und Walz Hrsg. 1998), *Mensch und Tier. Geschichte einer heiklen Beziehung* (ZDF-Nachtstudie Hrsg. 2001) und *Tiere. Eine andere Anthropologie* (Böhme et al., Hrsg. 2004) sowie die Titelthemenausgabe *Tierische (Ge)Fährten* des Journals *Historische Anthropologie* (Krüger und Steinbrecher, Hrsginnen, 2011) und die Ausgabe *tiere* der Zeitschrift *WerkstattGeschichte* (Roscher und Krebber 2010) liefern Beiträge zur Rekonstruktion einer Geschichte der Mensch-Tier-Verhältnisse über mehrere Epochen. Einen sehr ausführlichen, deskriptiven Überblick von der Antike bis ins 20. Jahrhundert bietet zudem der Sammelband *Mensch und Tier in der Geschichte Europas* (Dinzelbacher. 2000).

Forschungsfelder, analog zum Androzentrismus oder Ethnozentrismus auch den Anthropozentrismus zu minimieren und die Wissenslücken zu schließen, die dieser verursacht. In Bezug auf die Human-Animal Studies bedeutet dies etwa, dass wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche Diskurse, welche Tieren einen klaren Objektstatus geben, Diskursen weichen sollen, in denen ihrer Subjekthaftigkeit Rechnung getragen wird. So formuliert etwa das *New Zealand Center for Human-Animal Studies* sein Kernziel als „responsibility to challenge anthropocentrism and to account for the interests and agency for animals“ (NZCHAS o.J.). Am bisherigen wissenschaftlichen Mainstream wird die ‚Tierversessenheit‘ (Mütherich 2000: 7–20; Wiedenmann 2003; Sebastian und Gutjahr 2013) kritisiert, die unter anderem daraus resultiert, dass Tiere durch die Gegenüberstellung von Kultur und Natur per Definition aus der Sphäre des Sozialen und Kulturellen ausgeschlossen und daher bis zum ‚animal turn‘ nicht Gegenstand entsprechender Wissenschaften waren. Wie eingangs dargestellt, ist die thematische Integration nicht nur für die Wahrnehmung von Tieren als Subjekte, sondern auch für die menschenbezogene Forschung relevant.

Als Pioniere der HAS gelten etwa Keith Thomas, Erica Fudge, Harriet Ritvo, Nigel Rothfels, Hilda Kean, Jonathan Burt, Steve Baker und Rorbert Garner (vgl. Roscher 2009: 18). Im deutschsprachigen Raum ist Theodor Geiger die früheste Referenz, wenn es um Vorreiter der heutigen HAS geht. In seinem 1931 erschienenen Buch *Das Tier als geselliges Subjekt* entwirft er das Konzept der „Du-Evidenz“, welches die Annahme vertritt, dass soziale Beziehungen zwischen Menschen und Tieren möglich sind, wenn sich diese als Subjekte zur Kenntnis genommen haben. Das Wissen um den Subjektstatus allein reiche aber nicht aus. Faktoren wie Vertrautheit und räumliche Nähe hätten Einfluss. Ferner gilt Gotthard Teutsch aufgrund der 1975 veröffentlichten *Soziologie und Ethik der Lebewesen* als Vorreiter. Er knüpft an Geiger an und entwickelt einen soziologischen Ansatz gegenseitiger Sozialbeziehungen, betont jedoch, dass es soziale Beziehungen zwischen Menschen und Tieren gibt, die keiner ‚Du-Evidenz‘ bedürfen. Gemeint sind einseitige Sozialbeziehungen, bei denen Tiere als Objekte von Menschen verwendet werden. Er beschreibt eine Unterdrückung der ‚Du-Evidenz‘, die mit der Verdinglichung von Tieren einhergeht. Die Evidenz wäre erst dann gegeben, wenn die Fähigkeit, Bereitschaft und Gegebenheiten dazu zusammenkommen. Diese Auffassungen von Tieren als Subjekte in Interaktionen, Beziehungen und Verhältnissen ist Ausgangspunkt der inzwischen breit angelegten Forschung.

In der Geschichtswissenschaft und Kulturanthropologie lassen sich einige Monografien und Sammelbände ausmachen, die sich explizit im Feld der HAS verorten oder zumindest dort verortet werden können. Die 1975 veröffentlichte Monografie *Der Mensch und das Tier* von Heinz Meyer ist ein Beispiel dafür, dass Tiere auch vor den Human-Animal Studies marginal Beachtung fanden. Meyer skizziert aus anthropologischer Perspektive abendländische, außerchristliche und moderne Mensch-Tier-Verhältnisse. Die Bedeutung von Tieren in der modernen Geschichte rückt in *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne* (Brantz und Mauch 2010) ins Zentrum, einem Sammelband, der sich explizit gegen den Ausschluss von Tieren aus der Geschichtswissenschaft richtet. Daneben liegen eine Reihe thematisch spezifischer Monografien und Sammelbände wie *Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen* (Wischermann 2007), *Schlachthof Schlachtfeld. Tiere im Menschenkrieg* (Schäfer und Weimer 2010) und *Vom Frosch. Eine Kulturgeschichte zwischen Tierphilosophie und Ökologie* (Hüppauf 2011) vor. Für die Human-Animal Studies insgesamt sind diese Studien unter anderem von Bedeutung, um die Entstehung heutiger Mensch-Tier-Verhältnisse zu rekonstruieren, aber auch, um die historischen und ethnologischen Varianzen dieser Verhältnisse zu verdeutlichen. Beide Aspekte sind Belege dafür, dass Tiere nicht allein der Kultur zugeschrieben werden können und unsere Beziehungen und Verhältnisse zu ihnen nicht als natürlich, also per Biologismus abgetan werden können. Mensch-Tier-Verhältnisse sind historisch gewachsen sowie gesellschaftlich und kulturell variabel.

Quellen zu antiken Mensch-Tier-Verhältnissen

Drei Quellen-Kategorien lassen sich unterscheiden, aus denen Informationen zu antiken Mensch-Tier-Verhältnissen geschöpft werden können: Faunenreste und Spuren (darunter Bauten/Gänge, Exkrementen), bildliche Darstellungen und Schriftquellen. Andere Autor_innen kommen je nach Gewichtung des Materials auf abweichende Einteilungen. So unterscheidet Annett Dittrich (2013: 89) zwischen Repräsentationen – im Sinne bildlicher Darstellungen – und Depositen, im Sinne der Faunenreste und vernachlässigt dabei die schriftlichen Quellen. Feiner differenziert Hermann Müller-Karpe (1983: 60) das Quellenmaterial: Er unterscheidet zunächst ebenfalls zwischen den Funden (Faunen-

resten) und Darstellungen (bildlicher Art), um dann die Tierart im Sinne einer nach westlichen Maßstäben und Vorstellungen unterworfenen Kategorienbildung wie Haus-, Raub- oder Jagdtier gegenüber anderen, die diesen Kategorien nicht zugehörig sind, abzugrenzen. Weitergehend wird die Darstellungsart unterschieden (Rundbild, Wandmalerei, Relief usw.) und das Material, das als Bildträger fungiert. Schließlich werden als weitere Ordnungsprinzipien die Stilistik der Darstellungen und die Kontexte (Fundumstände) angeführt. Die Systematik, die Müller-Karpe aufstellt, steht demnach noch gänzlich in der archäologisch-positivistischen Tradition des Sammelns und Ordnen, und auch er vernachlässigt die wichtige Quelle der Schriftzeugnisse.

Die hier vorgeschlagene Dreiteilung des Quellenmaterials beinhaltet zugleich eine zeitliche Tiefe: Faunenreste und bildliche Darstellungen zählen dabei zu den ältesten Überlieferungen, auf die zurückgegriffen werden kann. Unter günstigen Bedingungen erhalten sich Faunenreste über Jahrtausende bis Jahrmillionen und bildliche Darstellungen von Menschen und Tieren sind bereits seit dem Späten Paläolithikum bekannt und damit unter den ersten künstlerischen Darstellungen überhaupt. Erinnert sei an die Höhlenmalereien in Frankreich und Spanien oder an die geschnitzten oder mit Ritzverzierung versehenen mobilen Gegenstände aus der Region zwischen Spanien und Karpatenbecken. Schriftquellen hingegen bereichern erst mit ihrem Aufkommen im letzten Drittel des 4. Jts. BCE in Mesopotamien und Ägypten die Quellenlage. Der seltene Überlieferungszufall von Pfotenabdrücken oder anderen Spuren in Sedimenten, Lehmfußböden oder auf Lehmziegeln gilt als Sonderfall, der zwischen den Faunenresten und den bildlichen Darstellungen steht und die Anwesenheit spezifischer Tierarten und ihre Nähe zu Menschen dokumentiert.

Faunenreste

Die unmittelbarste Quelle zur Erforschung der Mensch-Tier-Verhältnisse stellen Faunenreste dar – sofern die Bodenlagerungsverhältnisse ihre Erhaltung zugelassen haben. Ephemere Überreste wie Haut, Fell und Federn sind in den meisten Fällen ebenso vergangen wie die inneren Organe, so dass für Untersuchungen überwiegend auf das Skelettmaterial einschließlich Zähnen und Geweih zurückgegriffen werden muss (O'Connor 2000: 19–27; Augstein 2014: 76). Hierbei ist wiederum zu unterscheiden, ob es sich um primäres Skelettmaterial handelt, um

sekundär aus dem ursprünglichen Körperverband entferntes oder tertiäres Material, das nach der Entfleischung der Knochen bearbeitet worden ist.

Das primäre Skelettmaterial findet sich als (nahezu) vollständiges Skelett und kann sich in ungestörten Gruben, Halden und Gräbern sowie Gräben oder sogenannten Opferstätten erhalten haben. Diese Überreste werden traditionell entweder als Bestattung bzw. Deponierung eines Tierkörpers interpretiert oder als Opfergabe (Augstein 2014: 77–79). Eine weitere Möglichkeit, die jedoch für Mensch-Tier-Verhältnisse nur wenig Interpretationsspielraum lässt, sind Faunenreste, die durch nicht-anthropogene Einflüsse, beispielsweise den natürlichen oder gewaltsamen Tod eines Tieres zustande gekommen sind (vgl. dazu beispielsweise Dittrich 2013: 91–92).

Die Auffindung primären Skelettmaterials setzt einen (weitgehend) unzerlegten Tierkörper voraus. Prominente Beispiele für in sepulkralem Kontext entdeckte Tierskelettfunde sind die Boviden- und Equidenskelette, die in den sogenannten Königsgräbern von Ur in Südmesopotamien aufgefunden worden sind. Jeweils drei Ochsen vor den beiden Wagen im Grab PG 789 (Woolley 1934: 64) und zwei Esel vor dem Schlitten der Puabi in PG 800 (Woolley 1934: 74). Ochsen und Esel können aufgrund ihrer Fundlage in Relation zu den Wagen bzw. zum Schlitten als Zug- und damit als Arbeitstiere gedeutet werden. Hundeskelette sind seit dem späten Epipaläolithikum (Natufien) in den Gräbern von Menschen überliefert (Tchernov 1997) und werden als Beleg für die enge Bindung zwischen Mensch und Hund betrachtet (z.B. Blau und Beech 1999). Die insgesamt 33 Hundeskelette aus Isin, die sich im Bereich einer Rampe im Heiligtum der Göttin Gula fanden (Boessneck 1977), sind wiederum schwierig zu deuten: Handelt es sich um Bestattungen von Tempeltieren oder um Opfer?

Im Gegensatz zu primärem präsentiert sekundäres Skelettmaterial lediglich vom Menschen absichtlich ausgewählte bzw. achtlos ausgesonderte Knochen, die beispielsweise in Gräbern, Gruben, auf Halden oder in Laufhorizonten von Siedlungsbereichen als Funde zurückbleiben. Die Bandbreite der traditionellen Interpretation dieser Funde reicht von Speisebeigaben in Gräbern über Küchenabfälle in Gruben und auf Halden im Siedlungskontext bis hin zu Repräsentationen kultischer Handlungen, z.B. als Opfermaterie oder Devotionalie im Bereich der (religiösen) Verehrung (O'Connor 2000: 160–169; Augstein 2014: 79). Ausgewählte Schädel oder Hör-

ner sind in Westasien vor allem im Neolithikum, aber auch im darauf folgenden Chalkolithikum als Installationen an den Wänden von Häusern belegt. So beispielsweise ein Wildschafschädel in einer Nische eines Gebäudes aus Ganj Dareh, Iran, spätes 8. Jts. (Mellink und Filip 1985: 165, Nr. 76b) oder die zahlreichen aus dem neolithischen Çatal Höyük, Türkei bekannt gewordenen Bukranien innerhalb der Wohnbauten (Relke 2007). Sekundäres Knochenmaterial findet sich aber auch in Werkstattbereichen, in denen Handwerker_innen mit Knochen oder anderen tierlichen Produkten gearbeitet haben (für Beispiele siehe Wicke 2011: 38–40). Es besteht analog zum primären Knochenmaterial auch die Möglichkeit, dass entfleischte Knochen durch andere nichtmenschliche Tiere verschleppt worden sind, beispielsweise, um als Nahrungsquelle zu dienen. Diese Deutung wird jedoch nur anhand von Verbiss-Spuren am Knochenmaterial sichtbar (O'Connor 2000: 22, 47–51).

Tertiäres Skelettmaterial besteht schließlich aus bearbeiteten Werkstücken, fertigen, aus Knochenmaterial geschnitzten Objekten und aus dem bei der Arbeit entstandenen Abfall, der einen archäologischen Indikator für einen Werkstattbereich darstellt. Tertiäres Knochenmaterial ist im Gegensatz zu primärem und sekundärem Knochenmaterial grundsätzlich anthropogen. Sehr häufig wird tierliches Knochen-, Zahn-, Geweih- und Hornmaterial oder Muscheln, Schneckengehäuse, Straußeneier und Schildkrötenpanzer als Bestandteil von Ketten, Armbändern und anderen Schmuckstücken oder für die Herstellung von Einlegearbeiten, Figuren, Geräten, Gefäßen oder Siegeln verwendet (ausführlich Moorey 1994: 111–140). Tertiäres Skelettmaterial verfremdet demnach auch mehr als sekundäres die ursprüngliche Herkunft aus ‚tierlicher Quelle‘ und erschwert den in die Herstellungsprozesse Uneingeweihten eine Identifikation der verwendeten Spezies. Das Ausgangsmaterial kann jedoch einst eine besondere symbolische Rolle gespielt haben, indem sich die einem Tier zugeschriebenen Eigenschaften im Gegenstand manifestieren und damit auf die Träger_innen oder Nutzer_innen dieses Gegenstandes übertragen. Eine Analyse der in Knochenschnitzereien verwendeten Tierknochen im Rahmen der antiken Mensch-Tier-Verhältnisse beinhaltet unausgeschöpftes Forschungspotenzial.

Während primäres Skelettmaterial in der Archäologie sehr häufig als (Teil einer) Bestattung oder Opferniederlegung mithin einem kultisch-performativen Bereich zugeordnet wird, kann sekundäres Skelettmaterial in den meisten Fällen als Repräsentation menschlicher Essgewohnheiten gedeutet und

die Überreste als Speisereste interpretiert werden (vgl. dazu auch Dittrich 2013: 91), bzw. es diene der kultischen Verehrung oder als Trophäe (Relke 2007). Tertiäres Skelettmaterial wird als Rohstoff für das Handwerk oder als daraus gefertigte Artefakte betrachtet. Tiere fungieren in diesen Interpretationen als Rohstofflieferanten, als Ressource.

Insbesondere die traditionelle Archäozoologie beschäftigt sich mit Fragen der Subsistenz und der Ökonomie, wobei die Ökonomisierung von nichtmenschlichen Tieren in den Vordergrund gerückt wird (Gilbert 2002; Overton und Hamilakis 2013: 113). So wird der Wert nichtmenschlicher Tiere in erster Linie hinsichtlich ihrer Relevanz für die menschliche Ernährung bewertet, sei es in ihrer konstruierten Funktion als direkter Fleischlieferant oder aufgrund sogenannter sekundärer tierlicher Produkte (vgl. Dittrich 2013: 90). So wird der frühe Domestikationsprozess von Vigne als bedeutender Wendepunkt („new important turning point“) betrachtet, in dem vom Fleischkonsum gejagter Tiere auf den Konsum domestizierter Tiere umgestiegen wird (Vigne 2011: 177). Die Rolle der Tiere als passive Nahrungsressource wird hier auch noch in jüngster Vergangenheit herausgestellt und überhöht.

The majority of zooarchaeological studies of faunal remains simply take the killing of the animals present in the assemblage for granted, as an action with no meaning other than as a means to an end, i.e. the procurement of meat and other animal ‘resources’ (Overton und Hamilakis 2013: 126).

Neben den eher konservativen Ansätzen in der Archäozoologie, die auch durch die naturwissenschaftliche Nähe zur traditionellen Zoologie begründet sind, wird in jüngster Zeit versucht, weitere Aspekte wie rituelle oder symbolische Bedeutungen nichtmenschlicher Tiere, aber auch soziale Faktoren wie *Gender* oder Status in die Diskussion miteinzubeziehen (Overton und Hamilakis 2013: 113; vgl. dazu Lang et al. 2013). Tiere haben nach Vigne einen techno-ökonomischen und symbolischen Nutzen für den Menschen als Teil technischer, gesellschaftlicher und symbolischer Systeme (Vigne 2011: 178). Dennoch bleiben selbst diese neueren Ansätze hinter den Forderungen von Overton und Hamilakis nach einer *social zooarchaeology* zurück, da sie zu sehr dem Anthropozentrismus verhaftet sind und den Subjektstatus nichtmenschlicher Tiere marginalisieren. Overton und Hamilakis führen zurecht an, dass es paradox anmutet, in der jüngeren geisteswissenschaftlichen Forschung Objekten eine *agency* zuzuweisen (Hodder 2012), während hingegen nichtmenschli-

chen Tieren ein eigenständiger sozialer Status abgesprochen wird (Overton und Hamilakis 2013: 114). Die beiden Autoren fordern in ihrem „Manifest for a Social Zooarchaeology“ eine Berücksichtigung der Handlungsautonomie nichtmenschlicher Tiere ein, sie sprechen sich gegen einen Anthropozentrismus aus und für eine offene Erforschung von Interspezies-Beziehungen (Overton und Hamilakis 2013). An zwei Beispielen verdeutlichen sie ihre Arbeitsweise: zum einen an der Reinterpretation eines mesolithischen Jagdplatzes bei Aggersund in Dänemark und zum anderen am ebenfalls mesolithische Grab 8 in Vedbæk-Bøgebakken (Overton und Hamilakis 2013: 117–135). Die Faunenreste von Schwänen werden dabei unter individueller Berücksichtigung betrachtet – die Schwäne verschwinden nicht als normative Bio-Population hinter einem Anthropozentrismus, sondern treten als Subjekt daraus hervor und verdeutlichen in frappierender Weise, dass eine neue Sichtweise auf die Befunde zu völlig neuen Erkenntnissen führen kann, die mesolithischen Mensch-Tier- aber auch die Mensch-Mensch-Beziehungen zu betrachten. Sie verfolgen damit eine Arbeitsweise, die auch für die westasiatische Altertumskunde wünschenswert ist.

Die Ergebnisse der archäozoologischen Untersuchungen können schließlich den Erkenntnissen aus der Erforschung der bildlichen und schriftlichen Darstellungen vom Mensch-Tier-Verhältnis gegenübergestellt werden und diese ergänzen. Diesen beiden Bereichen werden wir uns in den nächsten beiden Abschnitten zuwenden.

Bildliche Darstellungen

Aufgrund der Erhaltungsbedingungen und der nicht immer als Option zur Verfügung stehenden archäozoologischen Untersuchungen machen Faunenreste nur einen geringen Teil des auswertbaren Materials für die Analyse der antiken Mensch-Tier-Verhältnisse aus. Darstellungen von Tieren lassen ergänzend zu den Faunenresten Rückschlüsse auf Haltung und Nutzung und zugleich Kenntnis bestimmter Tierarten in der menschlichen Umwelt zu. Dabei können bildliche Darstellungen von Tierarten helfen, das Vorhandensein von Wildformen oder ‚Haustierrassen‘ in bestimmten Regionen zeitlich zu fixieren. Beispielhaft seien Hole und Wyllie (2007) für frühe Hundedarstellungen oder Moorey (1970) für bildliche Belege des frühen Reitens auf Pferderücken genannt.

Bildliche Darstellungen von Tieren sind in einer unüberschaubaren Zahl aus Westasien bekannt. Die Darstellungsformen reichen von naturgetreu bis abstrakt, die Trägermaterialien unterscheiden sich ebenso sehr wie die Arbeit und Sorgfalt, die in einzelne Darstellungen eingeflossen sind und damit sicherlich auch funktionale Unterschiede der Artefakte begründen. Auch die Darstellungsarten und Motive können stark variieren und Einzeltiere oder Gruppen zeigen, sowie diese wiederum in Verbindung mit dem Menschen. Auf den reliefverzierten Pfeilern des Göbekli Tepe in der Südosttürkei finden sich Tierdarstellungen bereits im 9. Jahrtausend BCE, darunter Wildschweine, Füchse, Geier und Kraniche, Schlangen und Skorpione mit wenigen Menschendarstellungen. Allerdings können die T-Pfeiler, auf denen die Darstellungen im Relief angebracht sind, als anthropomorph angesprochen werden (Peters und Schmidt 2004; Schmidt 2012). Auch an anderen Fundstellen des akkeramischen Neolithikums sind Darstellungen nichtmenschlicher Tiere oder auch die gemeinsamen Darstellungen von Menschen und Tieren bezeugt. So stammt zum Beispiel aus Nevalı Çori eine in ihrem Aufbau an einen Totempfeiler erinnernde Steinskulptur, die zwei in unterschiedliche Richtungen blickende menschliche Köpfe darstellt, welche von einem Vogel bekrönt werden (Hauptmann und Schmidt 2007). Eine weitere Steinsäule, in der menschliche und tierliche Elemente eng miteinander verbunden sind, wurde erst vor wenigen Jahren am Göbekli Tepe entdeckt (Schmidt 2010: 248, Fig. 18). In das gleiche Darstellungsschema passen die Wandmalereien aus dem neolithischen Çatal Höyük, in denen wohl Geier über kopflosen Strichmännchen dargestellt sind (siehe dazu auch Meskell 2008). Ebenfalls aus Çatal Höyük stammt die Darstellung eines roten überdimensionierten Wildstieres, der von mehreren wesentlich kleiner und als Strichmännchen angegebenen Menschen umstellt ist, eine Szene, die als Stierjagd interpretiert wird (Mellink und Filip 1985: 132, Nr. I). Auch aus späterer Zeit und aus anderen Regionen Westasiens sind Wandmalereien mit Tierdarstellungen erhalten und man darf vermuten, dass mittlerweile zergangene Wandbehänge oder Teppiche ebenfalls mit Tiermotiven verziert waren oder als Vorbild für die Wandbilder dienten. Aus der Naqāda-II-Kultur Ägyptens stammt beispielsweise bemalter Leinen-Stoff aus Gebel ‘Ain, auf dem neben anderen figürlichen Darstellungen auch ein Jäger mit einem Nilpferd zu sehen ist (vgl. Mellink und Filip 1985: 255, Nr. XXXIII).

Malereien finden sich auch auf Tongefäßen. So sind die ältesten Hundedarstellungen auf bemalter Keramik aus dem Iran erhalten (Hole und Wyllie

2007). Ebenso sind Tierbilder als Relief oder Ritzung in Stein oder Ton gearbeitet.

Neben zweidimensionalen Abbildern nicht-menschlicher Tiere haben sich steinerne, tönerner oder aus Bein geschnitzte rundplastische Figuren erhalten (siehe beispielsweise Behm-Blancke 1979).

Aus dem 3. Jahrtausend BCE stammen aus unterschiedlichen Fundorten Einlegearbeiten, in denen Szenen mit Menschen und nichtmenschlichen Tieren dargestellt sind. Für die Erforschung des Konsums von Milchprodukten ist das aus Tell el'Obēd stammende sogenannten Melkerfries von Bedeutung (Orthmann 1975: 191, Nr. 94: Tell el'Obēd, Irak, Mitte des 3. Jts.). Hier werden verschiedene Arbeitsschritte vom Melken bis hin zur Weiterverarbeitung der Milch von Rindern dargestellt. Eine Vielzahl weiterer Darstellungen zur Mensch-Tier-Beziehung finden sich in den Motiven der Roll- und Stempelsiegel sowie ihren Abrollungen und Abdrücken in Ton.

Die Art und Häufigkeit von Tierdarstellungen – und noch interessanter für die HAS – der Relationen zwischen Menschen und Tieren variieren in Raum und Zeit sehr stark. Es ist eine eigene Studie wert, dieser Fluktuation nachzugehen.

Dabei ist zu unterscheiden, welche Darstellungsformen genutzt wurden, welche Bildträger Verwendung fanden und ob es beispielsweise einen festen Kanon für die Darstellung bestimmter Tierarten oder Szenen gab (vgl. dazu Schmaltz 1983). Ebenfalls relevant ist die Verwendung von Knochenmaterial zur Darstellung von Tieren. Hier stellt sich beispielsweise die Frage, ob auf den Knochen einer bestimmten Tierart ebendiese Tierart dargestellt wurde oder ob beispielsweise auf den Knochen von Raubtieren Nutztiere abgebildet wurden oder umgekehrt.

Die Interpretation der bildlichen Darstellungen erschöpft sich nicht in einer rein positivistischen und deskriptiven Bestandsaufnahme der abgebildeten Fauna Mesopotamiens (z.B. van Buren 1939). Löwendarstellungen und insbesondere die Löwenjagd und Tierkampfszenen mit Löwen lassen sich herrschaftsideologisch oder kosmologisch deuten (Cassin 1987; Watanabe 2000, 2002; zur symbolischen Deutung der Jagd auf Hornträger vgl. Albenda 2008). Attribut-Tiere von Gottheiten geben Hinweise auf die mythischen Eigenschaften, die Tieren zugeschrieben wurden (Groneberg 2000). Darstellungen von Tieren oder Tier-Mensch-Mischwesen können Hinweise auf kosmologische Vorstellungen liefern (Amiet 1956; Collon 1984; Gane 2012). Dabei wer-

den bildliche Darstellungen von Tieren in den meisten Fällen symbolisch gedeutet (Cauvin 1984; Peters und Schmidt 2004). Darstellungskonventionen lassen sich auch für chronologische Fragestellungen nutzen, in denen beispielsweise Stilstufen für unterschiedliche Zeitstellungen etabliert werden (beispielhaft Behm-Blancke 1979; Haussperger 1994).

Traditionell werden bildliche Darstellungen, insbesondere die frühen Felsbilder, Schnitzereien oder Tierfiguren, in Zusammenhang mit magischen Praktiken zur Naturbeherrschung, um beispielsweise Jagderfolge zu sichern (Reinach 1903; Breuil 1952), oder als Bestandteil schamanischer Rituale interpretiert (Clottes und Lewis-Williams 1997; Lewis-Williams 2002; kritisch dazu: Lorblanchet et al. 2006; McCall 2007). Dem gegenüber steht die profane Deutung von Tierfiguren als Kinderspielzeug, die in letzter Zeit jedoch zunehmend abgelehnt wird (Klengel-Brandt und Cholidis 2006: 26). Eine Neubewertung des Fundgutes unter Gesichtspunkten der HAS kann hier ebenso wie bei der Archäozoologie zu neuen Einsichten und zu alternativen Modellen führen.

Die bildlichen Darstellungen lassen sich in drei Gruppen unterteilen. Zunächst die solitären Tierdarstellungen, in denen ein einziges Tier als Rund- oder Flachbild dargestellt ist. Diese Einzeldarstellungen sind dennoch nicht isoliert, sondern sind stets im Zusammenhang beispielsweise des Bildträgermaterials, der Einbettung in einen übergeordneten Kontext, wie dem Raum, oder in einer Funktion zu sehen. Außerdem muss gefragt werden, ob die Darstellung eine Repräsentation eines spezifischen Tieres ist (das „Rind X“) oder einen Stereotypen darstellt (das „Rind an sich“) oder aber, ob hier eine Allegorie vorliegt (z.B. die Kraft des Rindes, die Tapferkeit des Löwen oder die Fruchtbarkeit des Steinbocks).

Darstellungen von zwei oder mehr Tieren nehmen aufeinander Bezug. Neben den Interpretationsmomenten, die bei den Solitärdarstellungen wichtig sind, kommen die Bezugnahmen der Tiere untereinander hinzu: beispielsweise die Darstellung eines am Euter der Mutter säugenden Kälbchens, oder im thematischen Gegensatz dazu, die Darstellung des Kampfes zwischen einem Löwen und einem Rind. Sind diese Darstellungen Naturbeobachtungen oder stehen sie symbolhaft für Prinzipien, die aufeinander bezogen sind (Mutter-Kind-Beziehung) oder gegeneinander kämpfen (Kampf der Wildnis gegen die Zivilisation, der Wettstreit kosmischer Kräfte, usw.)?

Eine weitere Kategorie machen Darstellungen aus, in denen Tiere und Menschen zusammen dar-

gestellt werden und aufeinander Bezug nehmen. Hier offenbart sich unmittelbar ein Ausschnitt der Mensch-Tier-Beziehungen. Einige Tiere wie der Löwe, Wildstier oder Strauß werden gejagt, Herden werden vor Raubtieren geschützt, Arbeitstiere werden als Zug- oder Packtiere dargestellt. Opferungen von Säugetieren sind selten bildlich überliefert. Interessant ist zu hinterfragen, was dargestellt wurde und was nicht. Auffällig ist beispielsweise, dass andere Tierarten, wie die Katze, im Bildprogramm Westasiens nahezu unbekannt sind oder einige Tierarten, wie der Leopard oder der Hirsch, auf bestimmte Perioden beschränkt bleiben.

Die Schriftquellen ergänzen und präzisieren die durch Knochenmaterial und bildliche Darstellungen gewonnen Erkenntnisse zum antiken Mensch-Tier-Verhältnis. So können Schriftquellen beispielsweise eine Vorstellung von der quantitativen Größe einer Tempelherde geben oder dabei helfen, den symbolischen Gehalt bildlicher Darstellungen zu verstehen. Schriftquellen werden im nächsten Abschnitt auf ihre Verwendungsmöglichkeit für die HAS untersucht.

Schriftquellen

Diese letzte Quellen-Kategorie setzt erst mit der späten Uruk-Zeit im letzten Drittel des 4. Jts. BCE. ein, so dass für die schriftlosen Epochen der Steinzeit bis hin zum mittleren Chalkolithikum (in einigen Regionen auch noch später) für die HAS allein Faunenreste und bildliche Darstellungen zur Verfügung stehen.

Der große Bereich der Schriftquellen ermöglicht umfangreiche Studien zur Bezeichnung von Tieren in antiken Gesellschaften und ermöglicht damit, das antike Klassifikations- oder Ordnungssystem zu rekonstruieren, wie es beispielsweise in den ‚lexikalischen Listen‘ oder anderen Kompendien überliefert ist (vgl. Landsberger 1934; Heimpel 1993; Baldacci 1994; Englund 1995; Steinkeller 1995; Sjöberg 1996). Eine Identifizierung der Bezeichnungen mit existierenden oder gar ausgestorbenen Tierarten ist in der Regel jedoch schwierig, insbesondere, wenn es sich um Tiere wie Fische oder Vögel handelt, von denen es sehr viele Arten gibt.

Wirtschaftstexte aus Tempel- oder Palasthaushalten, später auch aus Handelskontoren geben Aufschluss über die Größe, Zusammensetzung, Eigentumsverhältnisse und Verwendung von Herden oder

berichten über die Nutzung tierlicher Produkte für Nahrungsmittel (Ungnad 1908; Bottéro 1985; Englund 1990; Sallaberger 2004; Tsouparopoulou 2013), Opfergaben (Van Buren 1948; Beaulieu 1991; Scurllock 2006; Gaspa 2012) oder für die Herstellung von Tuch, Werkzeugen und anderen Gebrauchsgegenständen.

Mythologische oder religiöse Texte geben Einblicke in Eigenschaften, die bestimmten Tierarten zugesprochen wurden (Groneberg 2000). Sympathetische Zauber beispielsweise rekurren auf tierliche Wirkungsmacht durch die Anwendung von analogen Paraphernalia. Wenn der Biss eines Hundes und der Stich eines Skorpions als krankheitsbringend angesehen wurden, so lag darin auch ein potentiell Heilmittel, indem der die Wunde leckende Hund als heilkräftig galt, so dass sich aus diesem Verständnis heraus der Hund als das Attributstier der Göttin Gula entwickelte (Sigris 1987; Groneberg 2000).

Schriftquellen beschreiben auch teilweise die Lebenswelt und den Alltag im Umgang mit Tieren oder ihre Verwendung im Krieg (Tsouparopoulou 2012). Personennamen beinhalten sehr häufig Bezeichnungen von Tieren (Millet Albà 2000). Aber auch Spott- und Schmähenamen, die Menschen gegeben wurden, zeichnen eine politische Dimension der Verwendung von Tieren nach (vgl. dazu auch Mütterich 2005). Zudem sind in wenigen Fällen Namen überliefert, die Tieren gegeben wurden, um sie zu personalisieren (Farber 1982; Radner 2005: 35–37) und Kosenamen, die Menschen gegeben worden sind, so wie wir es auch heute noch machen (Radner 2005: 32). In diesem Zusammenhang sei auch auf die Tiermetaphern hingewiesen, von denen Heimpel (1968) und Black (1996) zahlreiche sumerische Beispiele gesammelt haben, sowie auf Tiervergleiche in den assyrischen Königsinschriften (Marcus 1977).

Die Erforschung der genannten drei Quellenarten bietet zahlreiche Schnittpunkte mit anderen Disziplinen wie der Geschichte, Ethnologie, Soziologie, den Bild- oder Naturwissenschaften. Auf Grundlage der altorientalischen Quellen können diese Disziplinen und ihre Methoden dabei helfen, die antiken Mensch-Tier-Verhältnisse Westasiens zu untersuchen. Die Methoden sind die gleichen, lediglich die Zeiträume, die durchmessen werden, und der Erhaltungszustand der Quellen sind größer bzw. mögen fragmentarischer sein.

Unter Berücksichtigung aller drei Quellenarten ist schließlich auch zu fragen, welche Tierarten nicht dargestellt wurden bzw. in den Faunenresten unter-

repräsentiert sind und welche Gründe dies haben kann. Die Darstellung von Schweinen kommt im Alten Orient beispielsweise weniger häufig vor als die Abbildung von Rindern oder Schafen und Ziegen, obwohl das Schwein ebenfalls als Haustier – hier jedoch vornehmlich in den privaten Haushalten – genutzt wurde.

Die Human-Animal Studies im Spiegel der Domestikationsforschung

In Kontrast zur traditionellen, rein deskriptiven Darstellung der antiken Fauna Westasiens oder der Zuweisung von Tieren in die Rolle einer passiven (auch symbolischen) Ressource, aus der die Menschheit nach Belieben schöpfen kann, bieten die HAS eine Fülle von Themen, denen man sich dringend widmen sollte. Beispielhaft soll hier nur das Themenfeld der Domestikation angerissen werden, das in der westasiatischen Archäologie nicht zuletzt aufgrund seiner engen Verknüpfung mit der Neolithisierung einen bedeutenden Stellenwert einnimmt.

Die Domestikation einzelner Tierarten und deren Konsequenzen für Mensch und Tier ist ein bis heute nicht abschließend geklärtes Forschungsfeld (zum aktuellen Stand der Domestikationsforschung vgl. Vigne 2011; Zeder 2012). Traditionell wird die Domestikation als bedeutende Errungenschaft der Zivilisation gesehen, als epochaler Prozess, in dem Tieren und Pflanzen einmalig eine besondere Bedeutung für die menschliche Entwicklung zugesprochen wird; doch gibt es auch kritische Stimmen (Boessneck 1983; Dittrich 2013).

Dittrich führt an, dass es im Laufe der Forschungsgeschichte zu einer Verschiebung der Rollenzuweisung der an den Neolithisierungsprozessen teilhabenden Tierarten gekommen ist. So sei unter der marxistischen Prämisse zunächst das Tier als Arbeitstier gesehen worden, das dem Menschen erst die weitere Produktion von Nahrung, beispielsweise als Zugtier für den Ackerbau, ermöglichte und aus diesem Grund domestiziert worden sei (vgl. Dittrich 2013: 90, 93). Durch den beständig zunehmenden Fleischkonsum in den westlich geprägten Ländern habe sich diese Sichtweise verschoben hin zu einer Interpretation der Tiere als Fleischlieferanten (Dittrich 2013: 90; vgl. zu dieser Sichtweise Vigne 2011: 177 und zur Rolle, die auch Milch gespielt hat, siehe Vigne 2011: 178). Die Definition der sogenannten *Sekundärprodukte* Fell, Haut, Knochen, Horn, Federn, Milch, Blut u.a. impliziert das *Haupt-*

produkt Fleisch und unterstreicht, dass der vorrangige Zweck der Nutztierhaltung in der Produktion von Schlachterträgen gesehen wird (vgl. dazu auch Dittrich 2013: 90–91; Vigne 2011: 177–178).

Aus dieser Perspektive werden die Eigenschaften von Tieren, die zu ihrer Domestikation geführt haben sollen, stets in ähnlicher Form zusammengefasst: Schmackhaftigkeit, hoher Fleischgehalt, ausreichend große Nachkommenschaft pro Jahr, eingeschränkte Lebhaftigkeit, ökologische und nahrungsbezogene Toleranz (Dittrich 2013: 91).

Die Domestikationsgeschichte auf die Erhebung bloßer Statistiken zur Größe und Anzahl von Knochenmaterial und eine Beschreibung von Präsenz und Absenz einzelner Spezies an einem gegebenen Fundort zu reduzieren, um daraus lediglich Schlüsse über die Ernährungsgewohnheiten des Menschen zu ziehen, vernachlässigt in sträflicher Weise den Versuch, die ideologische Dimension der Mensch-Tier-Verhältnisse zu hinterfragen.

Dittrich weist auf die von einigen Archäozoologen hervorgebrachte Kritik hin, dass beispielsweise die Größe von Tierknochen kein sicherer Indikator für Domestikationsvorgänge sei. Dies bedeutet, dass Tierarten, denen von der Wissenschaft bislang der Status als ‚Wildtier‘ zugesprochen wurde und deren Vorhandensein im archäologischen Material demnach als Jagdbeute interpretiert wird, ein völlig neuer Stellenwert zukommen kann (vgl. dazu Dittrich 2013: 105–106; O’Connor 2000: 117–118, 150–151). Die Domestikation ist ein Prozess, die Übergänge sind fließend. Die alleinige Kontrolle von Tieren in der Wildnis oder das Vorhandensein kommensaler Tiere allein kann noch nicht als Domestikation im eigentlichen Sinne gelten, obwohl bereits hier eine Interaktion zwischen Mensch und Tier stattfindet. Auch gezähmte Tiere sind nicht mit domestizierten gleichzusetzen. So wird der Indische Elefant beispielsweise seit Jahrtausenden als gezähmtes Arbeitstier genutzt; in Gefangenschaft ist es jedoch kaum möglich, ihn zu züchten (O’Connor 2000: 158). Bereits auf den Siegeln der Harappa-Kultur impliziert die Darstellung von Elefanten vor sogenannten Futtertrögen deren Zähmung. Und auch die Darstellung der Löwen in einer Gartenszene aus dem Reliefprogramm des Assurbanipal scheinen gezähmt zu sein (siehe Orthmann 1975: 325, Nr. 246). Hier sind auch textliche Belege anzuführen: Assurnasirpal II. berichtet beispielsweise von in Gefangenschaft geborenen Löwen, Assurbanipal ließ Löwen einfangen und bereits Urkunden aus der

Ur III-Zeit berichten von Fleischausgaben an Löwen (vgl. Heimpel 1987: 80–81).

Der Zeitpunkt, ab dem von einer Domestikation gesprochen werden kann, betrifft den Grad der Kontrolle der Menschen über die Reproduktionsfähigkeit der Tiere und kann nur in Gefangenschaft dieser Tiere geschehen (vgl. Vigne 2011: 173).

Die Domestikationsfolgen führen bei Wirbeltieren zu psychologischen wie physiologischen Veränderungen, die auf hormonelle Veränderungen, ausgelöst durch die Gefangenschaft und durch die Selektion der Sexualpartner durch den Menschen (Zucht), zurückzuführen sind. Ob und wann diese Veränderungen im Domestikationsprozess auftreten, ist von vielen Faktoren abhängig, wie beispielsweise der Intensität des Mensch-Tier-Verhältnisses und dadurch dem Grad der Einflussnahme der Menschen auf Tiere, eine Relation, die nicht verallgemeinert werden kann. Um präzisere Aussagen zu treffen, müssen archäozoologische Befunde demnach genau analysiert werden.

Unterschieden werden müssen der Grad der Domestikation, der abhängig ist vom Mensch-Tier-Verhältnis und anhand archäologischer Befunde analysiert werden kann (z.B. Tierfunde in Gräbern, das Auftreten nichtheimischer Tiere in einem bestimmten Gebiet, Subsistenz-Spezialisierung, paläodemographische Analyse, sowie die biologischen Domestikationsfolgen, die vor allem Rückschlüsse auf Jagd- und Zuchtmethoden zulassen (vgl. Vigne 2011: 173).

Die Frage danach, welche Prozesse für die Domestikation der Tiere verantwortlich gemacht werden können, wird bislang uneinheitlich beantwortet (Vigne 2011: 178). Den Wandel vom Wildbeutertum hin zum Pastoralismus sieht Hill einem ontologischen Wandel hinsichtlich der Mensch-Tier-Verhältnisse unterzogen (Hill 2013). Sie führt an, dass die Trennung zwischen Subjekt und Objekt in vielen Gesellschaften unbekannt ist, dass stattdessen angenommen wird, dass neben Menschen auch viele Nichtmenschen (Tiere, Bäume, Steine u.a.) „beseelt“ sind bzw. über ein Bewusstsein verfügen und menschenähnliche Züge wie Intentionalität aufweisen. Um jedoch den Begriff Animismus, der eine religiöse Konnotation aufweist, zu vermeiden, spricht z.B. Hill von einer relationalen Ontologie (Hill 2013: 120; siehe zu Animismus und Totemismus auch Descola 2011). Relationale Ontologien finden sich nach Hill überwiegend in Wildbeutergesellschaften. Folgt man Hill, so besteht der Wandel in

den Mensch-Tier-Verhältnissen von den relationalen Ontologien der Wildbeutergesellschaften hin zum Naturalismus im Kapitalismus in einer zunehmenden Verdinglichung der Tiere. Den Wandel von einer horizontalen Betrachtung der Welt hin zu einer hierarchisierenden vertikalen Sicht sieht auch Vigne als wichtigen Faktor, der einen Besitz von Haustieren erst möglich gemacht hat. Der Besitz von (Haus-) Tieren spiegle soziales Prestige und Reichtum wider (Vigne 2011: 178).

Eine solche Gegenüberstellung von Wild- und Haustieren konnte ethnographisch jedoch nicht bestätigt werden (vgl. Strathern 1980; Descola 2011). Dittrich fasst diese traditionelle Sichtweise der Domestizierung als Aneignung der Tiere innerhalb der Archäologie daher als westliche Narration auf, die „sowohl die Gerichtetheit als auch die enorme zeitliche Tiefe des modernen Verhältnisses zu sogenannten Nutztieren herauslesen lassen soll“ (Dittrich 2013: 87).

Um die Domestikationsprozesse losgelöst von den durch die traditionelle Forschung konstruierten Machtverhältnissen zu sehen, ist es notwendig, die Dichotomie von Wildtier und Haustier zugunsten eines Kontinuums im Mensch-Tier-Verhältnis zu betrachten, in dem nichtmenschliche Tiere sowohl vor als auch nach der Phase der Domestikation eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die HAS plädieren für eine Subjekthaftigkeit nichtmenschlicher Tiere und möchten deren bislang marginalisierte Rolle in der Entwicklung der Humangesellschaft als aktives Element hervorheben. In der Domestikationsforschung bedeutet dies konkret, nichtmenschliche Tiere aus ihrer Rolle als Produkt in die Rolle der Produzenten (z.B. in ihrer Rolle als Arbeitstier) zu versetzen.

Beispielsweise werden die Wanderbewegungen oder Habitate nichtmenschlicher Tiere als Bezugspunkt für die Auswahl menschlicher Siedlungsstellen bislang viel zu wenig in der Forschung berücksichtigt (Lang et al. 2013). Diese Wanderbewegungen werden einen Einfluss gehabt haben auf die Mensch-Tier Beziehungen (vgl. die Beispiele bei Overton und Hamilakis 2013). Das regelmäßige Wiederkehren bestimmter Herden könnte neben anderen Naturbeobachtungen zu einer zyklischen Vorstellung von Zeit und damit zu einem zyklischen Weltverständnis beigetragen haben. Gleichzeitig werden diese Wanderbewegungen als selbstständiges Handeln dieser Tiere aufgefasst worden sein. Die Untersuchung reiner Tiergemeinschaften und ihrer wechselseitigen

Wirkungen aufeinander und auf den Menschen im frühen Holozän wären ein wichtiges Forschungsfeld, das wiederum neue Erkenntnisse für die Neolithisierungsprozesse verspricht.

Ein weiterer Punkt ist, dass die aus archäologischen Befunden geborgenen Überreste von Tierknochen nicht in erster Linie als Repräsentation menschlicher Nahrungs- oder Verwertungsgewohnheiten interpretiert werden sollten. Vielmehr sollten die Quantität und Qualität archäozoologischer Quellen dazu anregen, das konkrete prämoderne Mensch-Tier-Verhältnis zu hinterfragen: Aus welchem Grund ist eine Spezies an einem Ort über- oder unterrepräsentiert? Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit bildlicher Darstellungen einer Spezies und ihrer Mindestindividuenzahl an einem Fundort? Wie könnten diese Daten angesichts einer anderen Ontologie interpretiert werden, in der nichtmenschliche Tiere möglicherweise als dem Menschen gleichwertig angesehen wurden oder in denen sich zumindest Vorfahren oder andere außerweltliche Entitäten manifestieren konnten, so dass ihnen eine besondere kosmologische Rolle zukam? So sollte durch den Fund von Knochen nicht der Tiertod durch Schlachtung an erster Stelle gedacht werden. Denn vorstellbar ist auch, dass Tiere eines natürlichen Todes gestorben sind, durch ein anderes Tier getötet wurden oder vom Menschen innerhalb einer rituellen Handlung, die primär nicht mit der Erzeugung von Fleisch in Zusammenhang steht, getötet worden sind (siehe auch Dittrich 2013: 91).

Neben den bloßen Überresten müssen bildliche Darstellungen von Tieren in gleicher Weise kritisch untersucht und nicht nur als passive Symbole (einer Wächterfunktion beispielsweise, vgl. Peters und Schmidt 2004) aufgefasst werden. Vielmehr könnten diese Darstellungen als Kommunikationsmedien gedeutet haben, die es den Menschen erlaubten, mit der jenseitigen Welt Kontakt aufzunehmen (Lau 2014). Bei dieser Lesart treten Tierdarstellungen als aktive Komponente auf, die als Gefäß für außerweltliche Entitäten dienen konnten, mit dem Ziel, mit ihnen in Kontakt zu treten (siehe dazu auch Meskell 2008: 384).

In einer Kritik an Karl Marx, der sich auf Gedanken von Anne Robert Jaques Turgot und Adam Smith bezog, formuliert Anett Dittrich:

Wir finden hier die moderne Vorstellung, dass Tiere während ihres Lebens Arbeitsmittel und uneingelöstes Rohmaterial, nach dem Tod nur noch Rohmaterial darstellen, ohne dass auf die

wesensverneinende Verdinglichung, die Verklavung mittels repressiver Kategorisierung und die Rolle der Tötung als schaffender, weil einlösender und damit unvermeidbarer Teil des Produktionsprozesses in dieser Konstruktion genauer eingegangen wird (Dittrich 2013: 93).

Diese Kritik kann beliebig auf viele moderne archäologische Interpretationen übertragen werden, in denen nichtmenschlichen Tieren die passive Rolle als Arbeitsmittel oder Rohmaterial zukommt (s.o.). Die aktive Rolle nichtmenschlicher Tiere im Zuge der Neolithisierung (und auch späterer Perioden) könnte hingegen durch das Zugestehen ihres Status als Arbeiter_innen im Prozess der landwirtschaftlichen Produktion oder ihrer Rolle als Vermittler zwischen Diesseits und Jenseits befördert werden. Nicht die Verwertung von Fleisch, Haut, Fell, Knochen oder Körperflüssigkeiten stand im Mittelpunkt des prämodernen Mensch-Tier-Verhältnisses, sondern das Miteinanderleben von Mensch und Nichtmensch. Tiere waren Mittler oder Repräsentanten zur/nichtmenschlichen Welt und gaben als Produzenten ihre Arbeitskraft. Im gleichen Maße musste der Mensch für ihre Ernährung, Pflege und Heilung sorgen. Dieses Miteinanderleben von Mensch und Tier ist mit den ontologischen Denkmodellen des Animismus und Totemismus nach Descola (2011) sehr gut vereinbar. Anders als Vigne (2011) oder Hill (2013) sehen wir im Übergang vom Wildbeutertum zur sesshaften Lebensweise daher noch keinen Bruch in dieser ontologischen Tradition. Vielmehr scheint erst mit der Urbanisierung in Mesopotamien eine analogistische Denkweise (ebenfalls nach Descola 2011) zuzunehmen, der diese älteren Denkmuster zunächst überlagert und dann ablöst (Lau in Vorbereitung).

Zusammenfassung

Archäologie öffnet einen Zugang zu dem ‚Anderen‘, sowohl hinsichtlich der Überbrückung von Zeiten und Räumen, die jenseits des individuellen menschlichen Erinnerungs- und Erfahrungsvermögens liegen, als auch in Bezug auf Menschen und nichtmenschliche Tiere. Die Archäologie steht daher in der Pflicht, ihre eigenen Narrationen kritisch zu hinterfragen und die Absichten, d.h. die jeweiligen diskurspolitischen Ansätze, offenzulegen, mit denen sie Geschichte schreibt. Ein kritisches Hinterfragen der durch die Wissenschaft konstituierten Machtverhältnisse im Bereich der Interspezies-Relationen findet unter methodischen Gesichtspunkten bislang

nicht statt. Nichtmenschliche Tiere hatten an allen menschlichen Bereichen des antiken Lebens in Westasien einen maßgeblichen Anteil, denn ohne ihre Arbeitskraft in Landwirtschaft, Städtebaumaßnahmen und im Krieg, ohne ihre Nutzung als Transportmittel, als Opfermaterie und nicht zuletzt ihre Ausbeutung als Rohstoffquelle mannigfaltiger Art hätte die Geschichte der Humangesellschaft einen anderen Lauf genommen. Nichtmenschliche Tieren in eine passive Rolle zu drängen und ihren Anteil an der historischen Entwicklung zu marginalisieren bedeutet, massiv das Potential zur Erforschung der westasiatischen Geschichte zu beschneiden. Eine Einbeziehung des Forschungsfeldes der Human-Animal Studies kann daher nur eine Bereicherung für die Forschung sein, indem die HAS dazu anregen können, einen veränderten Blickwinkel auf die vielfältigen Fragen der antiken Mensch-Tier-Beziehungen einzunehmen und dadurch das nichtmenschliche Tier aus dem Schatten des Anthropozentrismus herauszuheben.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. und Max Horkheimer. 1969. *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Albenda, Pauline. 2008. Assyrian Royal Hunts: Antlered and Horned Animals from Distant Lands. *Bulletin of the American Schools of Oriental Research* 349: 61–78.
- Amiet, Pierre. 1956. Le symbolisme cosmique du répertoire animalier en Mésopotamie. *Revue d'Assyriologique* 50: 113–126.
- Augstein, Melanie. 2014. Gefährte, Opfer, Statussymbol? Tierdeponierungen im Kontext prähistorischer Bestattungsplätze. In Jessica Ullrich und Antonia Ulrich, Hrsg.: *Tiere und Tod. Tierstudien* 5, S. 75–88. Berlin: Neofelis.
- Baldacci, Massimo. 1994. Some Eblaite Bird Names and Biblical Hebrew. *Die Welt des Orients* 25: 57–65.
- Beaulieu, Paul Alain 1991. Egg Offerings for the Gods of Babylon. *Nouvelles Assyriologiques Brèves et Utilitaires* 1991/79.
- Behm-Blancke, Manfred Robert. 1979. *Das Tierbild in der altmesopotamischen Rundplastik. Eine Untersuchung zum Stilwandel des frühsumerischen Rundbildes*. Vol. 1. Baghdader Forschungen. Mainz: Phillip von Zabern.
- Berger, John. 1980. Why look at Animals? In John Berger, Hrsg.: *About Looking*, S. 1–28. New York: Penguin.
- Black, Jeremy. 1996. The Imagery of Birds in Sumerian Poetry. In M. Vogelzang und H. Vanstiphout, Hrsg.: *Mesopotamian Poetic Language: Sumerian and Akkadian*. S. 23–46. Groningen: Styx.
- Blau, Soren und Mark Beech. 1999. One Woman and Her Dog: An Umm an-Nar Example from the United Arab Emirates. *Arabian Archaeology and Epigraphy* 10: 34–42.
- Böhme, Hartmut, Franz-Theo Gottwald, Christian Holtorf, Thomas Macho, Ludger Schwarte und Christoph Wulf. Hrsg. 2004. *Tiere. Eine andere Anthropologie*. Köln: Böhlau.
- Boessneck, Joachim. 1977. Die Hundeskelette von Išān Bahrīyāt (Isin) aus der Zeit um 1000 v. Chr. In Isin – Išān Bahrīyāt I. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1973–1974, S. 97–109. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Abhandlungen NF 79. Bayerische Akademie der Wissenschaften: München.
- Boessneck, Joachim. 1983. Die Domestikation und ihre Folgen. In Hermann Müller-Karpe, Hrsg.: *Zur Frühen Mensch-Tier-Symbiose*, S. 5–23. Kolloquien zur Allgemeinen und Vergleichenden Archäologie 4. München: C.H. Beck.
- Borgeaud, Philippe, Yves Christie und Ivanka Urio. 1984. *L'animal, l'homme, le dieu dans le Proche-Orient ancien*. Actes du colloque de Cartigny 1981. Cahiers du CEPOA 2. Leuven: Peeters.
- Bottéro, Jean. 1985. The Cuisine of Ancient Mesopotamia. *The Biblical Archaeologist* 48 (1): 36–47.
- Brantz, Dorothee und Mauch, Christof, Hrsg. in. 2010. Tierische Geschichte. *Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*. Paderborn: Schöningh.
- Breuil, Henri. 1952. *Quatre cents siècles d'art pariétal. Les cavernes ornées de l'âge du Renne*. Montignac: Centre d'études et de documentation préhistoriques.

- Buschka, Sonja und Jasmine Rouamba. 2013. Hirnloser Affe? Blöder Hund? ‚Geist‘ als sozial konstruiertes Unterscheidungsmerkmal. In Birgit Pfau-Effinger und Sonja Buschka, Hrsgin.: *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*, S. 23–56. Wiesbaden: Springer.
- Cassin, E. 1987. Le roi et le lion. In *Le semblable et le différent. Symbolismes du pouvoir dans le Proche-Orient ancien. Textes à l'appui*, S. 167–213. Paris: La Découverte.
- Cauvin, J. 1984. Réflexions sur la signification des représentations animales dans le Proche-Orient préhistorique. In Philippe Borgeaud, Yves Christie und Ivanka Urio. *L'animal, l'homme, le dieu dans le Proche-Orient ancien*. Actes du colloque de Cartigny 1981, S. 21–31. Cahiers du CEPOA 2. Leuven: Peeters.
- Chimaira - Arbeitskreis für Human-Animal-Studies. 2011. *Human-Animal Studies: Über die Gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript.
- Chimaira - Arbeitskreis für Human-Animal-Studies. 2013. *Tiere Bilder Ökonomien: Aktuelle Forschungsfragen der Human-Animal Studies*. Bielefeld: transcript
- Clottes, Jean und David Lewis-Williams. 1997 [1996]. *Schamanen. Trance und Magie in der Höhlenkunst der Steinzeit*. Übersetzt aus dem Französischen von Peter Nittmann. Sigmaringen: Jan Thorbecke.
- Collins, Billie Jean, Hrsgin. 2002. *A History of the Animal World in the Ancient Near East*. Handbuch der Orientalistik I, 64. Leiden, Boston und Köln: Brill.
- Collon, Dominique. 1984. Les animaux attributs des divinités du Proche-Orient ancien: problèmes d'iconographie. In In Philippe Borgeaud, Yves Christie und Ivanka Urio. *L'animal, l'homme, le dieu dans le Proche-Orient ancien*. Actes du colloque de Cartigny 1981, S. 83-85. Cahiers du CEPOA 2. Leuven: Peeters.
- DeMello, Margo. 2012. *Animals and Society: An Introduction to Human-Animal Studies*. New York: Columbia University Press.
- Derrida, Jacques. 2010 [2006]. *Das Tier, das ich also bin*. Übersetzt aus dem Französischen von Markus Sedlaczek. Wien: Passagen.
- Descola, Philippe. 2011 [2005]. *Jenseits von Natur und Kultur*. Übersetzt aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Berlin: Suhrkamp.
- Dinzelbacher, Peter, Hrsg. 2000. *Mensch und Tier in der Geschichte Europas*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Dittrich, Annett. 2013. Produkte oder Produzenten? Tiere in der neolithischen Subsistenz. In *Chimaira - Arbeitskreis für Human Animal Studies: Tiere Bilder Ökonomien: Aktuelle Forschungsfragen der Human-Animal Studies*, S. 87–111. Bielefeld: transcript.
- Englund, Robert K. 1990. *Organisation und Verwaltung der Ur III-Fischerei*. Berliner Beiträge zum Vorderen Orient 10. Berlin: Dietrich Reimer.
- Englund, Robert K. 1995. Late Uruk Pigs and Other Herded Animals. In Uwe Finkbeiner, Reinhard Dittmann und Harald Hauptmann, Hrsg.: *Beiträge zur Kulturgeschichte Vorderasiens. Festschrift für R. M. Boehmer*. S. 121–133. Mainz: Phillip von Zabern.
- Farber, Gertrud 1982. Rinder mit Namen. In Govert Van Driel, T. Krispijn, Marten Stol und Klaus Veenhof, Hrsg.: *Zikir Sumim, Assyriological Studies Presented to F. R. Kraus on the Occasion of his Seventieth Birthday*, S. 34–36. Leiden: Brill.
- Friederichs, F. Heinz. 1933. *Zur Kenntnis der frühgeschichtlichen Tierwelt Südwestasiens*. Der Alte Orient 32.
- Gane, Constance E. 2012. *Composite Beings in Neo-Babylonian Art*. PhD Dissertation, Department of Near Eastern Studies, University of California. Berkeley.
- Gaspa, Salvatore. 2012. Meat Offerings and Their Preparation in the State Cult of the Assyrian Empire. *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 75 (2): 249–273.
- Geiger, Theodor. 1931. Das Tier als geselliges Subjekt. *Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie* 10: 283–307.

- Gilbert, Allan S. 2002. The Native Fauna of the Ancient Near East. In Billie Jean Collins, Hrsgin: *A History of the Animal World in the Ancient Near East*. Handbuch der Orientalistik I, 64, S. 3–75. Leiden, Boston und Köln: Brill.
- Göhde, Hildegard. 1998. *Vom Hirtenhund zum Göttersymbol: Die Bedeutung des Hundes im Alten Mesopotamien vom Beginn bis zum Untergang*. PhD Dissertation Universität Münster.
- Groneberg, Brigitte. 2000. Tiere als Symbole von Göttern in den frühen geschichtlichen Epochen Mesopotamiens: Von der altsumerischen Zeit bis zum Ende der altbabylonischen Zeit. In Dominique Parayre, Hrsg.: *Les animaux et les hommes dans le monde syro-mésopotamien aux époques historiques*. Topoi, Supplément 2. S. 283–320. Lyon: Maison de l’Orient Méditerranéen.
- Hamoto, Azad. 1995. *Der Affe in der altorientalischen Kunst*. Forschungen zur Anthropologie und Religionsgeschichte 28. Münster: Ugarit-Verlag.
- Hauptmann, Harald und Klaus Schmidt. 2007. Die Skulpturen des Frühneolithikums. In Badisches Landesmuseum Karlsruhe: *Vor 12000 Jahren in Anatolien. Die ältesten Monumente der Menschheit*. S. 67–82. Stuttgart: Theiss.
- Hausperger, M. 1994. Die Darstellung des Hundes auf Rollsiegeln. In Peter Calmeyer, Karl Hecker, Liane Jakob-Rost und C.B.F Walker, Hrsg_innen: *Beiträge zur Altorientalischen Archäologie und Altertumskunde: Festschrift für Barthel Hrouda zum 65. Geburtstag*, S. 103–110. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Heimpel, Wolfgang. 1968. *Tierbilder in der Sumerischen Literatur*. Studia Pohl 2. Rom: Päpstliches Bibelinstitut.
- Heimpel, Wolfgang. 1987. Löwe A. I. Mesopotamien. In *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie* 7: 80–85.
- Heimpel, Wolfgang. 1993. Zu den Bezeichnungen von Schafen und Ziegen in den Drehem- und Ummatexten. In J. Nicholas Postgate, und Marvin A. Powell, Hrsg.: *Domestic Animals of Mesopotamia I. Bulletin of Sumerian Agriculture* 7: 115–160. Oxford: Aris & Phillips.
- Herles, Michael. 2007. Der Vogel Strauß in den Kulturen Altvorderasiens. *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* 139: 173–212.
- Heubach, Andrea. 2011. Der Fleischvergleich – Sexismuskritik in der Tierrechts-/Tierbefreiungsbewegung. In Chimaira - Arbeitskreis für Human-Animal-Studies, *Human-Animal Studies: Über die Gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*, S. 243–277. Bielefeld: transcript.
- Hill, Erica. 2013. Archaeology and Animal Persons: Toward a Prehistory of Human-Animal Relations. *Environment and Society: Advances in Research* 4 (1): 117–136.
- Hodder, Ian. 2012. *Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things*. Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Hole, Frank und Cherra Wyllie. 2007. The Oldest Depictions of Canines and Possible Early Breed of Dog in Iran. *Paléorient* 33 (1): 175–186.
- Hüppauf, Bernd. 2011. Vom Frosch. Eine Kulturgeschichte zwischen Tierphilosophie und Ökologie. Bielefeld: transcript.
- Keel, Othmar. 1992. *Das Recht der Bilder, gesehen zu werden. Drei Fallstudien zur Methode der Interpretation altorientalischer Bilder*. Orbis Biblicus et Orientalis 122. Freiburg (Schweiz) und Göttingen: Academic Press Fribourg.
- Klengel-Brandt, Evelyn und Nadja Cholidis. 2006. Die Terrakotten aus Babylon im Vorderasiatischen Museum, Teil 1: *Die anthropomorphen Figuren*. Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 115. Saarwellingen: Saarländische Druckerei & Verlag.
- Krüger, Gesine und Aline Steinbrecher, Hrsginnen. 2011. Tierische (Ge)Fährten. *Historische Anthropologie* 19 (2).

- Landsberger, Benno. 1934. *Die Fauna des Alten Mesopotamien nach der 14. Tafel der Serie HAR—RA = hubullu*. Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 42, 6.
- Landsberger, Benno. 1960. *The Fauna of Ancient Mesopotamia, First Part*. MSL VIII/1. Rome: Pontificium Institutum Biblicum.
- Landsberger, Benno. 1962. *The Fauna of Ancient Mesopotamia, Second Part*. MSL VIII/2. Rome: Pontificium Institutum Biblicum.
- Lang, Caroline, Joris Peters, Nadja Pöllath, Klaus Schmidt und Gisela Grupe. 2013. Gazelle Behaviour and Human Presence at Early Neolithic Göbekli Tepe, South-east Anatolia. *World Archaeology* 45 (3): 410–429. <http://dx.doi.org/10.1080/00438243.2013.820648>
- Lau, Daniel. 2014. Das Tier im neolithischen Raum am Beispiel des Fundortes Göbekli Tepe. In Jessica Ullrich, Hrsgin.: *Tiere und Raum. Tierstudien* 6, S. 17–27. Berlin: Neofelis.
- Lau, Daniel. in Vorbereitung. *Mensch. Macht. Tier. Genese und Entwicklung von Kompositwesen in Mesopotamien vom 5. bis zum Ende des 3. Jahrtausends BCE*. Habilitationsschrift zur Vorlage an der Freien Universität zu Berlin.
- Lewis-Williams, J.David. 2002. *The Mind in the Cave: Consciousness and the Origins of Art*. London: Thames & Hudson.
- Lorblanchet, Michel, Jean-Loïc Le Quellec, Paul G. Bahn, Henri-Paul Francfort, B. Delluc und G. Delluc. 2006. *Chamanismes et arts préhistoriques. Vision critique*. Paris: Éditions Errance.
- Marcus, D. 1977. Animal Similies in Assyrian Royal Inscriptions. *Orientalia* 46: 86–106.
- McCall, Grant S. 2007. Add Shamans and Stir? A Critical Review of the Shamanism Model of Forager Rock Art Production. *Journal of Anthropological Archaeology* 26/2, 224–233.
- Mellink, Machteld J. und Jan Filip. 1985. *Frühe Stufen der Kunst*. Nachdruck. Propyläen Kunstgeschichte 14. Berlin: Propyläen Verlag.
- Meskell, Lynn. 2008. The Nature of the Beast: Curating Animals and Ancestors at Çatalhöyük. *World Archaeology* 40 (3): 373–389.
- Meyer, Heinz. 1975. *Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kulturhistorische Aspekte*. München: Heinz Moos Verlag.
- Millet Albà, A. 2000. Les noms d’animaux dans l’onomastique des archives de Mari. In Dominique Parayre, Hrsg.: *Les animaux et les hommes dans le monde syro-mésopotamien aux époques historiques*, S. 477–487. Topoi, Supplément 2. Lyon: Maison de l’Orient Méditerranéen.
- Moorey, Peter Roger Stuart. 1970. Pictorial Evidence for the History of Horse-Riding in Iraq before the Kassite Period. *Iraq* 32 (1): 36–50.
- Moorey, Peter Roger Stuart. 1994. *Ancient Mesopotamian Materials and Industries. The Archaeological Evidence*. Winona Lake, Indiana: Eisenbrauns.
- Müller-Karpe, Hermann. 1983. Das Tier in der Kunst und Religion des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. im Vorderen Orient und in Europa. In Hermann Müller-Karpe, Hrsg.: *Zur frühen Mensch-Tier-Symbiose*, S. 59–97. Kolloquien zur Allgemeinen und Vergleichenden Archäologie 4. München: C.H. Beck.
- Münch, Paul in Verbindung mit Rainer Walz, Hrsg. 1998. *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*. Paderborn: Schöningh.
- Mütherich, Birgit. 2000. Die Problematik der Mensch-Tier-Beziehungen in der Soziologie. Weber, Marx und die Frankfurter Schule. Münster: Lit.
- Mütherich, Birgit. 2003. Die soziale Konstruktion des Anderen – zur soziologischen Frage nach dem Tier. In *PraxisSoziologie: Zwischen angewandter Sozialforschung und neuen Organisationskulturen*. Verhandlungen der XII. Tagung für angewandte Soziologie des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen in Dortmund 2003 [CD]. Recklinghausen Bundesgeschäftsstelle des BDS.
- Mütherich, Birgit. 2005. *Speziesismus, soziale Hi-*

- erarchien und Gewalt*. Hannover: Autonome Tierbefreiungsaktion Hannover. <http://home.arcor.de/veganerin/dl/SozialeKonstruktiondesAnderen.pdf>
- Nagel, Wolfram. 1961. Frühe Tierwelt in Südwestasien. *Zeitschrift für Assyriologie und Vorderasiatische Archäologie* 55: 169–222.
- NZCHAS o.J. *What is Human Animal Studies?* New Zealand Centre for Human-Animal Studies. University of Canterbury. <http://www.nzchas.canterbury.ac.nz/about.shtml>. Stand: 16/02/2015
- O'Connor, Terry. 2000. *The Archaeology of Animal Bones*. Phoenix Mill: Sutton Publishing.
- Oppenheim, A. Leo und Louis F. Hartman. 1945. The Domestic Animals of Ancient Mesopotamia. *Journal of Near Eastern Studies* 4: 152–177.
- Orthmann, Winfried. 1975. *Der Alte Orient*. Propyläen Kunstgeschichte 14. Berlin: Propyläen Verlag.
- Otterstedt, Carola. 2012. Bedeutung des Tieres für unsere Gesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62 (8–9): 14–19.
- Overton, Nick J. und Yannis Hamilakis. 2013. A Manifesto for a Social Zooarchaeology. Swans and Other Beings in the Mesolithic. *Archaeological Dialogues* 20 (02): 111–136.
- Parayre, Dominique, Hrsg. 2000. *Les animaux et les hommes dans le monde Syro-Mésopotamien aux époques historiques*. Topoi, Supplément 2. Lyon: Maison de l'Orient Méditerranéen.
- Peters J. und Schmidt K. 2004. Animals in the symbolic world of Pre-Pottery Neolithic Göbekli Tepe, south-eastern Turkey: a preliminary assessment. *Anthropozoologica* 39 (1): 179–218.
- Pfau-Effinger, Birgit und Sonja Buschka, Hrsgin. 2013. *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*. Wiesbaden: Springer.
- Postgate, J.N. und M.A. Powell, Hrsg. 1993. *Domestic Animals of Mesopotamia I*. Bulletin of Sumerian Agriculture 7.
- Postgate, J.N. und M.A. Powell, Hrsg. 1995. *Domestic Animals of Mesopotamia II*. Bulletin of Sumerian Agriculture 8.
- Radner, Karen. 2005. *Die Macht des Namens. Altorientalische Strategien zur Selbsterhaltung*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Reinach S. 1903. L'Art et la Magie. *L'Anthropologie* 14: 257–266.
- Relke, Joan. 2007. Interpreting the Bucrania of Çatalhöyük: James Mellaart, Dorothy Cameron, and Beyond. *Anthrozoos: A Multidisciplinary Journal of the Interactions of People & Animals* 20 (4): 317–328.
- Ritvo, Harriet. 2007. On the Animal Turn. *Daedalus* 2007 (4): 118–122.
- Rorty, Richard. 1967. *The Linguistic Turn: Recent Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press.
- Roscher, Mieke. 2009. Ein Königreich für Tiere. Die Geschichte der britischen Tierrechtsbewegung. Marburg: Tectum.
- Roscher, Mieke. 2011. Where is the Animal in this Text? Chancen und Grenzen einer Tiergeschichtsschreibung. In *Chimaira - Arbeitskreis für Human-Animal-Studies: Human-Animal Studies: Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. S. 121–150. Bielefeld: transcript.
- Roscher, Mieke. 2012. Human-Animal Studies. *Docupedia-Zeitgeschichte* 25 (1).
- Roscher, Mieke, André Krebber und Redaktion, Hrsg_innen. 2011. *tiere. Werkstattgeschichte* 56.
- Sachs-Hombach, Klaus. 2009. Einleitung. In Klaus Sachs-Hombach, Hrsg.: *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des visualistic turn*, S. 7–14. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sallaberger, W. 2004. Schlachtvieh aus Puzriš-Dagan. Zur Bedeutung dieses königlichen Archivs. *Jaarbericht van het Vooraziatisch-Egyptisch Gezelschap Ex Oriente Lux* 38: 45–62.

- Salonen, Armas. 1970. *Die Fischerei im Alten Mesopotamien nach sumerisch-akkadischen Quellen*. *Annales Academiae Scientiarum Fennicae B*, 166. Helsinki: Academiae Scientiarum Fennicae.
- Salonen, Armas. 1976. *Jagd und Jagdtiere im Alten Mesopotamien*. *Annales Academiae Scientiarum Fennicae B*, 196. Helsinki: Academiae Scientiarum Fennicae.
- Schäfer, Rolf und Weimer, Wolfgang. 2010. *Schlachthof Schlachtfeld. Tiere im Menschenkrieg*. Erlangen: Harald Fischer.
- Schmaltz, Bernhard. 1983. Mensch und Tier in der griechischen Antike. In Hermann Müller-Karpe, Hrsg.: *Zur frühen Mensch-Tier-Symbiose*, S. 59–114. Kolloquien zur Allgemeinen und Vergleichenden Archäologie 4. München: C.H. Beck.
- Schmidt, Klaus. 2010. Göbekli Tepe – the Stone Age Sanctuaries. New Results of Ongoing Excavations with a Special Focus on Sculptures and High Reliefs. *Documenta Praehistorica* 37: 239–256.
- Schmidt, Klaus. 2012. Die Megalithischen Kreisanlagen des steinzeitlichen Göbekli Tepe. In Ortwin Dally, Susanne Moraw, and Hauke Ziemssen, Hrsg. in.: *Bild - Raum - Handlung. Perspektiven der Archäologie*, S. 243–254. Berlin: De Gruyter. <http://dx.doi.org/10.1515/9783110266344.243>
- Scurlock, JoAnn. 2006. The Techniques of the Sacrifice of Animals in Ancient Israel and Ancient Mesopotamia: New Insights Through Comparison, Part 1, *Andrews University Seminary Studies* 44 (1): 13–49. <http://www.andrews.edu/library/car/cardigital/Periodicals/AUSS/2006-1/2006-1-02.pdf>
- Sebastian, Marcel und Julia Gutjahr. 2013. Die vergessenen ‚Anderen‘ der Gesellschaft – zur (Nicht-)Anwesenheit der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie. In Birgit Pfau-Effinger und Sonja Buschka, Hrsgin: *Gesellschaft und Tiere. Soziologie Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*, S. 57-72. Wiesbaden: Springer.
- Sherratt, A. 1981. Plough and Pastoralism: Aspects of the Secondary Products Revolution. In Ian Hodder, Glynn Isaac und Norman Hammond, Hrsg.: *Pattern of the Past. Studies in the Honour of David Clarke*, S. 261–305. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sigrist, M. 1987. On the Bite of a Dog. In John H. Marks and Robert M. Good, Hrsg.: *Love and Death in the Ancient Near East. Essays in Honor of Marvin H. Pope*, S. 85–88. Guilford: Four Quarters.
- Sjöberg, Ake W. 1996. The Ebla List of Animals MEE 4, no. 116. *Welt des Orients* 27: 9–24.
- Smith, Bruce D. 2001. Low-Level Food Production. *Journal of Archaeological Research* 9 (1): 1–43.
- Steinkeller, Piotr. 1995. Sheep and Goat Terminology in Ur III Sources from Drehem. In J. N. Postgate und M.A. Powell, Hrsg: *Domestic Animals of Mesopotamia II*. *Bulletin of Sumerian Agriculture* 8:, 49–70.
- Strathern, Marilyn. 1980. No Nature, No Culture. The Hagen Case. In Carol P. MacCormack und Marilyn Strathern, Hrsgin: *Nature, Culture and Gender*, S. 174–222. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tchernov, Eitan. 1997. Two New Dogs, and Other Natufian Dogs, from the Southern Levant. *Journal of Archaeological Science* 24: 65–95.
- Teutsch, Gotthard M. 1975. *Soziologie und Ethik der Lebewesen. Eine Materialsammlung*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Tsouparopoulou, Christina. 2012. The „K-9 Corps“ of the Third Dynasty of Ur: The Dog Handlers at Drehem and the Army. *Zeitschrift für Assyriologie und Vorderasiatische Archäologie* 102 (1): 1–16.
- Tsouparopoulou, Christina. 2013. Killing and Skinning Animals in the Ur III Period: The Puzriš-Dagan (Drehem) Office Managing of Dead Animals and Slaughter By-products. *Altorientalische Forschungen* 40 (1): 150–182.
- Uerpmann, Hans-Peter. 1973. Animal Bone Finds and Economic Archaeology. A Critical Study of ‘Osteo-Archaeological’ Method. *World Archaeology* 4: 307–322.

- Ungnad, Arthur. 1908. Zum Genuss von Schweinefleisch im alten Babylonien. *Orientalistische Literaturzeitung* 11: 533–536.
- Van Buren, E. Douglas. 1939. *The Fauna of Ancient Mesopotamia as Represented in Art*. Vol. 18. *Analecta Orientalia Commentationes Scientificalae de Rebus Orientis Antiqui*. Rome. aniba.uchicago.edu/books/anor_18.pdf
- Van Buren, E. Douglas. 1948. Fish Offerings in Ancient Mesopotamia. *Iraq* 10: 101–121.
- Vigne, Jean-Denis. 2011. The Origins of Animal Domestication and Husbandry: A Major Change in the History of Humanity and the Biosphere. *Comptes Rendus Biologies* 334: 171–181.
- Watanabe, Chicako E. 2000. The Lion Metaphor in the Mesopotamian Royal Context. In Dominique Parayre, Hrsg.: *Les animaux et les hommes dans le monde Syro-Mésopotamien aux époques historiques*, S. 399–409. *Topoi*, Supplément 2. Lyon: Maison de l’Orient Méditerranéen.
- Watanabe, Chicako E. 2002. *Animal Symbolism in Mesopotamia – A Contextual Approach*. Wiener Offene Orientalistik 1. Wien: Institut für Orientalistik der Universität Wien.
- Weil, Kari. 2010. A Report on the Animal Turn. *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 21 (2): 1–23. <http://dx.doi.org/10.1215/10407391-2010-001>
- Wicke, Dirk. 2011. *Kleinfunde aus Elfenbein und Knochen aus Assur*. Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 131. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Wiedenmann, Rainer E. 2002. *Die Tiere der Gesellschaft*. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Wiedenmann, Rainer E. 2003. Tierversessenheit in der Soziologie. In *Praxis Soziologie: Zwischen angewandter Sozialforschung und neuen Organisationskulturen*. Verhandlungen der XII. Tagung für angewandte Soziologie des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen in Dortmund 2003 [CD]. Recklinghausen: Bundesgeschäftsstelle des BDS.
- Wiedenmann, Rainer E. 2009. Tiere, Moral und Gesellschaft. *Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität*. Bielefeld: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wischerhmann, Clemens, Hrsg. 2007. Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen. Konstanz: UVK.
- Witt-Stahl, Susann. 2014 [2004] Auschwitz liegt nicht am Strand von Malibu und auch nicht auf unseren Tellern. In Emil Franzinelli, Andre Gamerschlag und die tierbefreier e.V., Hrsg_innen.: *Tierbefreiung. Beiträge zu Profil, Strategien und Methoden der Tierrechtsbewegung*, S. 145–153. Münster: Compassion Media.
- Woolley, Charles Leonard. 1934. *The Royal Cemetery*. Ur Excavations 2. London: Oxford University Press.
- ZDF-Nachtstudio, Hrsg. 2001. *Mensch und Tier. Geschichte einer heiklen Beziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zeder, Melinda A. 2012. Pathways to Animal Domestication. In Paul Gepts, Thomas R. Famula, Robert L. Bettinger, Stephen Brush, Ardeshir Damania, Patrick McGuire, Calvin Qualset, Hrsg_innen.: *Biodiversity in Agriculture: Domestication, Evolution, and Sustainability*, S. 227–259. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tiere. *Werkstatt-Geschichte*, 56. April 2011, 3/2010. Essen.

„Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie

Matthias Jung

Zitiervorschlag

Matthias Jung. 2015. „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. Forum Kritische Archäologie 4:42-54.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_6_Jung.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.6](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.6)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

„Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie¹

Matthias Jung

Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Zusammenfassung

In seinem unlängst erschienenen Buch „Citizen Science“ untersucht der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke die Rolle von Laiinnen und Laien für die Wissenschaft. Sein Anliegen ist es, ihre Bedeutung für den Erkenntnisfortschritt wie auch für ein praxisbezogenes bürgerschaftliches Engagement darzulegen. Aus zahlreichen Blickwinkeln variiert Finke den Grundgedanken einer Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern, die durch die institutionalisierten Erscheinungsformen der Wissenschaft verschleiert wird. Demgegenüber sollen im vorliegenden Beitrag Aspekte der Diskontinuität hervorgehoben werden, die es zu berücksichtigen gilt, gerade wenn man von der Wichtigkeit einer Etablierung und Förderung von „Citizen Science“ überzeugt ist.

Abstract

In his recent book, *Citizen Science*, the philosopher of science Peter Finke investigates the role of amateurs in science. His concern is to sketch their importance for the progress of knowledge as well as for a praxis-oriented citizen engagement. Working from multiple perspectives Finke examines the idea of a continuity of action (*Handeln*) between amateurs on the one hand and scientific experts on the other, which he argues is disguised by institutionalized manifestations of science. In contrast, in this paper aspects of the discontinuity are highlighted. These should be kept in mind especially if one is convinced of the importance of establishing and supporting “citizen science.”

Keywords

Hobbyarchäologie, citizen science, Wissenssoziologie, Wissenschaftspraxis

¹ Für freundliche Hinweise danke ich Andreas Franzmann, Tübingen.

„Dies Bedürfnis, zu den Ursprüngen hinabzusteigen, ist so mächtig, daß es nicht von bloßer Neugier getrieben sein kann. Die Vorgeschichte wird von vielen Vorgeschichtlern als eine persönliche Angelegenheit empfunden, sie ist wohl die Wissenschaft mit den meisten Amateuren, eine Wissenschaft, die jedermann ohne besondere Befähigung betreiben zu können glaubt. Die Reichtümer der Archäologie rufen bei fast jedem Menschen ein Gefühl von Heimkehr hervor, und kaum jemand kann sich der Versuchung entziehen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Erde zu durchwühlen, wie ein Kind sein Spielzeug zerlegt.“

(Leroi-Gourhan 1980: 13)

„Citizen Science“, der erfahrungswissenschaftliche Habitus und das Strukturproblem wissenschaftlicher Laiinnen und Laien

Der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke hat mit „Citizen Science“ (Finke 2014) ein Buch vorgelegt, das wissenschaftliche Betätigungen von Laiinnen und Laien² zum Gegenstand hat und dessen Anliegen es ist, ihre zuweilen belächelten und seitens der professionellen Wissenschaft nicht ganz ernstgenommenen Aktivitäten zu rehabilitieren. Nicht nur soll die Aufmerksamkeit auf die verborgenen Potentiale wissenschaftlichen Laienhandelns gelenkt und sein Beitrag zum Erkenntnisfortschritt im engeren Sinne gewürdigt werden, die Laiinnen und Laien firmieren darüber hinaus als lebendige Exempel bürgerschaftlichen Engagements (deshalb: „Citizen Science“). Auch der „Wutbürger“ sei ein „Wissensbürger“, und bezugnehmend auf das Beuyssche Diktum, jeder Mensch sei ein Künstler, merkt Finke an: „Wäre er selbst nicht Künstler, sondern Wissenschaftler gewesen, hätte er wahrscheinlich gesagt: Jeder Mensch ist ein Wissenschaftler. Und er hätte genau so recht damit gehabt“ (Finke 2014: 159).³ Vor dem Hintergrund

² Der Verfasser hatte in dem diesem Text zugrunde liegenden Manuskript in Einklang mit der Grammatik des Deutschen aus sprachästhetischen und sprachökonomischen Gründen das generische Maskulinum verwendet. Die ausdrückliche Nennung der jeweils weiblichen Form erfolgt auf den Wunsch der Herausgeberinnen und Herausgeber.

³ Unmissverständlich votiert Finke aber gegen eine kulturindustrielle Indienstnahme von Wissenschaft in Gestalt „unterhaltsamer Wissenschaftsshows“, die ihr Ziel, komplexe Inhalte anschaulich darzubieten, verfehlten: „Tatsächlich entsteht dadurch jedoch das falsche Bild einer ihrer faktischen Mühen entkleideten, spektakulären Ansammlung lustiger oder raffiniert demonstrativer Demonstrationen, die das, worum es in der Wissenschaft geht, kaum verständlicher machen, sondern es

einer empirischen Untersuchung zu den Motivlagen von Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) sollen im Folgenden die Implikationen des Konzeptes „Citizen Science“ modellhaft anhand des Engagements von Laiinnen und Laien in der (ur- und frühgeschichtlichen) Archäologie diskutiert werden.

Finke veranschaulicht sein Verständnis von „Citizen Science“ anhand von vier Metaphern. Zunächst der einer *Himalayaexpedition*: Das Interesse von Medien und Öffentlichkeit richte sich auf die Gipfelstürmenden, dabei werde verkannt, wie viele Personen an der Vorbereitung und Durchführung einer solchen Expedition beteiligt seien. „Citizen Science ist eine Art Basislager der Wissenschaft“, und die mit dem Verbleib im Basislager verbundene Selbstbeschränkung sei kein Defizit, sondern zeuge von „Einsicht, Lebensnähe und Praxisbezug“, sei mithin also ein „Qualitätsmerkmal“ (Finke 2014: 10).

Die Metapher von dem *Apfelbaum* und den an ihm hängenden Früchten der Erkenntnis versinnbildlicht den Umstand, dass man zum Ernten der hoch hängenden Äpfel zwar Hilfsmittel benötige („Methodenleiter“), doch die unteren, vergleichsweise einfach zu pflückenden Äpfel nicht von minderer Qualität seien. „Dies bedeutet: Auch die bodennahe, lebensverbundene Wissenschaft ist nicht schlechter als die hohe, abstrakte (...)“ (Finke 2014: 56).

Als dritte Metapher führt Finke die eines *Gebäudes* an. Das „Haus der Wissenschaft“ umfasse zahlreiche Wohnungen, in welchen die unterschiedlichen Disziplinen hausten, ständig werde in ihm um- und angebaut, es wachse in die Höhe, das Dach sei als jeweils nur vorläufiger Abschluss ein Provisorium. Die unteren Stockwerke bevölkere die „Citizen Science“, „und hier muss jeder durch, auch derjenige, der hoch hinauf will“ (Finke 2014: 112). Zudem hänge die Statik des ganzen Gebäudes von der Stabilität dieses Fundaments ab.

Diesen Aspekt nimmt auch die letzte Metapher, die der *Pyramide*, auf. Deren hohe Spitze verlange nach einer breiten und sicheren Fundierung, sie sei so auch Sinnbild der demokratischen Verankerung von Wissenschaft im „Bürgerwissen einer gebildeten Zivilgesellschaft“ (Finke 2014: 182), das wiederum eine Kontrolle des Expertentums gewährleiste.

Wie auch immer es um die Stimmigkeit der zur Verdeutlichung von „Citizen Science“ bemühten Metaphern bestellt sein mag, ist ihnen doch allen

nur mehr in einen mediengerechten Rahmen einpassen. Hier wird Citizen Science mit Public Science verwechselt und Public Science mit Unterhaltung“ (Finke 2014: 206).

gemeinsam, dass sie die Kontinuität von der Laienforschung über die professionelle Wissenschaft bis hin zu einsamen wissenschaftlichen Spitzenleistungen ebenso betonen wie die Bedeutung der Laienforschung als notwendige Grundlage von Wissenschaft.

Dagegen soll in dem vorliegenden Beitrag ein entscheidendes Moment der Diskontinuität von Laien- und Fachwissenschaft herausgearbeitet werden, das jenseits von Fachwissen, Status, Reputation und anderen äußerlichen Indikatoren liegt: der professionalisierte Habitus erfahrungswissenschaftlichen Handelns.⁴ Habitus meint hier, angelehnt an die frühen Schriften Pierre Bourdieus, ein Prinzip oder eine generative Formel, die Urteile der Angemessenheit generiert und das Handeln strukturiert.⁵ Als Teil des „schweigenden“ oder „impliziten“ Wissens (Polanyi 1985) entzieht der Habitus sich der Abfragbarkeit: Er lässt sich nicht erfragen (erst recht nicht durch standardisierte Erhebungsinstrumente wie Fragebogen), sondern muss aus Handlungen und Sprechhandlungen rekonstruiert werden.⁶ Auch wenn der Habitus jenseits bewusster Kontrollierbarkeit operiert, ist er nicht mit dem Unbewussten im Sinne des dynamisch Verdrängten zu verwechseln.

Die Ausbildung in den Professionen⁷ besteht typischerweise aus zwei Komponenten: einem akademi-

schen Studium, das der Aneignung der jeweiligen kodifizierten Wissensbestände dient, und einer Phase, in welcher die „Novizinnen“ und „Novizen“⁸ in die spezifische Praxis ihrer Fächer eingeführt werden durch die Teilhabe an dieser Praxis, sowie die begleitende Unterweisung durch erfahrene Fachvertreterinnen und -vertreter. Die erste Komponente ist standardisierbar und kurrikularisierbar, die zweite nicht. Hier müssen die Novizinnen und Novizen lernen, einen Fall, ein konkret vorliegendes Handlungsproblem, zu verstehen, zu lösen und so Erfahrungswissen zu kumulieren. Den beiden Komponenten entsprechen zumeist auch zwei unterschiedliche zeitliche Phasen der Ausbildung, was aber nicht zwingend ist. Gerade in den Wissenschaften verlaufen Aneignung des Fachwissens und Einüben der Praxis wissenschaftlichen Problemlösens häufig parallel. Die epochale Leistung der Humboldtschen Universität lag darin, die Herausbildung eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus institutionalisiert und ihm in der philosophischen Fakultät einen Ort gegeben zu haben. Die vielberufene Einheit von Forschung und Lehre ist nämlich Bedingung der Möglichkeit der Habitusbildung in den Erfahrungswissenschaften, die sich so gestaltet, dass die Novizinnen und Novizen über ihre Partizipation an der Forschung die Handlungslogik professionalisierter Praxis verinnerlichen. Dabei handelt es sich nicht (oder nicht in erster Linie) um einen Lern-, sondern um einen genuinen Bildungsprozess, bei dem die frühzeitige Teilhabe an authentischer, sich mit all den damit verbundenen Schwierigkeiten und Krisen in eine offene Zukunft hinein vollziehender Forschung entscheidend ist – anstelle eines bloßen Abspeisens mit Forschungssurrogaten in Form didaktischer Präparationen und Simulationen.⁹ Vom Ergebnis her betrachtet, muss den Novizinnen und Novizen am Ende dieses Bildungsprozesses eine Versachlichung ihrer Interessen gelungen sein, die verschiedene Facetten hat: Sie bedeutet eine Sublimierung der ursprünglichen Antriebe und deren Unterordnung unter eine strenge Sachhaltigkeit, das heißt auch eine Unterordnung unter die Logik des besseren Arguments, was wiederum impliziert, dass sie in der Lage sein müssen, sich kollegialer Kritik auszusetzen und eigene Hypothesen und Theori-

⁴ Grundlage dieser Ausführungen ist die von Ulrich Oevermann ausgearbeitete revidierte Professionalisierungstheorie (vgl. Oevermann 1996); die angeführte Untersuchung zu Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) ist entstanden im Rahmen des von Oevermann geleiteten Teilprojektes „Struktur und Genese professionalisierter Praxis als stellvertretender Krisenbewältigung“ des Frankfurter SFB/FK 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“. Zu den Besonderheiten des erfahrungswissenschaftlichen Habitus vgl. Burkholz 2008: 213–222; Franzmann 2012; Oevermann 1996: 95–109; 2005a; zur historischen Genese und Institutionalisierung dieses Habitus vgl. Münte 2004; Münte und Oevermann 2002.

⁵ Bourdieu selbst hat sein Verständnis des scholastischen Begriffs „Habitus“ zuerst in Zusammenhang mit der künstlerischen Produktion in einem Nachwort zu einem Buch von Erwin Panofsky dargelegt (Bourdieu 1970), später, insbesondere in der bekannten Untersuchung „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982), erfolgte dann eine Engführung des Habitus- mit dem Lebensstilkonzept. Ein in bewussten Konsumentscheidungen sich manifestierender Lebensstil ist aber allenfalls ein schwacher Abhub des Habitus als „Erzeugungsformel“ (Bourdieu 1982, 278) von Praxis.

⁶ Derartige Analysen hat Andreas Franzmann (2012) in seiner umfangreichen Studie zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften vorgelegt.

⁷ Inwiefern die Erfahrungswissenschaften als Professionen zu begreifen sind, kann hier nicht entwickelt werden; es sei auf die einschlägigen Passagen in Oevermann 1996 und Franzmann 2012 verwiesen.

⁸ Die Logik dieser Phase der Praxisteilhabe unter der Bedingung eines Moratoriums ähnelt in der Tat einem Noviziat oder auch einem Lehrlingsverhältnis, weshalb im Folgenden die „Wissenschaftsanfängerinnen“ und „Wissenschaftsanfänger“ mit den Begriffen „Novizin“ bzw. „Novize“ bezeichnet werden.

⁹ Was dies betrifft, sind die Folgen der letzten Universitätsreformen, welche die Verbindlichkeit des Modells einer Einheit von Forschung und Lehre endgültig zerstört haben, noch nicht abzusehen.

en gegebenenfalls aufzugeben.¹⁰ „Versachlichung“ meint nicht die Tilgung der Leidenschaft, mit der die Forschung betrieben wird, aber doch ihre Relativierung zu einem bloßen Moment, die Fähigkeit zur Abstraktion von den affektuellen Qualitäten, die sich mit einem Forschungsgegenstand verbinden.¹¹ Professionalisierte Forscherinnen und Forscher müssen den Fallibilismus ebenso verinnerlicht haben wie die Orientierung an der regulativen Idee der Wahrheit, und sie erreichen dies durch Partizipation an ernsthafter Forschung und die Mentorenschaft erfahrener Forscherinnen und Forscher – durch ein Selbststudium indes lässt sich dieser Habitus kaum ausbilden.¹²

Zu den biographischen Hintergründen des Interesses an Gegenständen der Wissenschaft bemerkt Finke: „Letztlich beginnt alle Wissenschaft mit privaten Motiven – auch Profis haben ihr Studienfach oder ihr Forschungsthema meist aufgrund ihrer persönlichen Interessen gewählt“ (Finke 2014: 121). Das ist sicher zutreffend, doch maßgeblich bleibt, welche Rolle diese initialen Motive im weiteren Verlauf spielen, ob sie so umgebildet werden können, dass sie im Dienste erfahrungswissenschaftlichen Handelns stehen oder ob sie im Gegenteil die Entwicklung des ihm korrespondierenden Habitus verhindern.

Mit diesem Verständnis einer Professionalisierung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gewinnt man auch einen Begriff von dem Strukturproblem wissenschaftlicher Autodidaktinnen und Autodidakten. Es kommt eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus. Gewiss wäre es eine falsche Generalisierung, die Bildung dieses Habitus ausschließlich auf eine universitäre Ausbildung zu reduzieren – unerlässlich für sie ist aber, dass die Praxis, in der sie sich vollzieht, der universitären Ausbildung analoge Struktureigenschaften aufweist, also ein Meister-Schüler-Verhältnis, in dem die Novizinnen und Novizen mit typischen Handlungsproblemen, Möglichkeiten ihrer Bearbeitung, aber auch Fallstricken von Lö-

sungsversuchen vertraut gemacht und sukzessive zu selbständigen Lösungen angehalten werden.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Bestimmung des Verhältnisses von Datenerhebung und Datenauswertung, die sich in den verschiedenen erfahrungswissenschaftlichen Fächern sehr unterschiedlich darstellt. In der Archäologie ist dieses Verhältnis besonders anschaulich, es manifestiert sich einerseits in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde bzw. Befunde, andererseits in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung. In einem analytisch strengen Verständnis ist das eigentliche Feld wissenschaftlichen Handelns die Auswertung, verstanden als methodisch geregelte Erschließung von Realität. Sie ist professionalisierungsbedürftig im Sinne der Ausbildung eines Habitus, während es bei der Datenerhebung um das Erlernen und Einüben der jeweiligen fachspezifischen Techniken geht, die in vielen Fällen auch an nichtwissenschaftliches Personal delegiert werden können. Dennoch ist es auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wichtig, diese Techniken der Datenerhebung erlernt und angewandt zu haben, weil sie so ein Gefühl für die zu untersuchenden Gegenstände, ein über den konkreten Umgang vermitteltes Verständnis des Materials gewinnen, weshalb man verallgemeinernd sagen könnte, dass dies eine notwendige Voraussetzung für den Habituswerb darstellt. Selbstverständlich müssen gute Ausgräberinnen und Ausgräber nicht zwangsläufig auch gute Auswerterinnen und Auswerter sein (und umgekehrt). Diese sinngemäß auch auf andere Wissenschaften übertragbare strukturelle Differenz von Datenerhebung und –auswertung und der unterschiedliche Grad der Professionalisierungsbedürftigkeit beider Handlungsfelder werden von Finkes Metaphern getilgt – die an dem „Apfelbaum der Wissenschaft“ hängenden Früchte sind eben nicht gleich, was freilich nicht impliziert, dass die einen „besser“ oder „wertvoller“ als die anderen sind.

Historisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Heinrich Schliemann und sein „Schmähschreiber“ Ernst Boetticher

Finke verweist auf „einige herausragende Figuren, die fast wie Leitfiguren der heutigen Citizen Science-Bewegung wirken, weil sie weniger durch Universitäts-, als durch Selbststudien zu dem wur-

¹⁰ Deshalb ist die mangelnde Bereitschaft von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Kritik zu üben und sich mit Kritik auseinanderzusetzen, ein Indikator für Deprofessionalisierungstendenzen (vgl. hierzu Liebermann und Loer 2007).

¹¹ Oevermann spricht mit Rekurs auf Max Weber von einer widersprüchlichen Einheit „von Leidenschaft, in Neugierde und Faszination vor der Neuheit der Einsicht sich zeigend, und von Routine bzw. Unterordnung unter die methodischen Regeln“ (Oevermann 1996: 106).

¹² Damit soll freilich keine Auratisierung dieses Habitus betrieben werden, der für sich genommen noch kein Garant für die Produktion sachhaltiger Erkenntnis ist.

den, was sie waren oder sind“ (Finke 2014: 27), wie zum Beispiel Charles Darwin oder Gregor Mendel. Nun ist der Erwerb eines Forschungshabitus in der beschriebenen Form nicht notwendig an den Besuch von Universitäten gebunden, gleichwohl sind – oder, wie man mit Blick auf die Folgen der letzten Universitätsreformen vielleicht sagen muss, – waren sie der ausgezeichnete und institutionalisierte Strukturort hierfür.¹³ Was die angeführten historischen Gewährsleute von „Citizen Science“ angeht, so könnte man frei nach Brecht sagen, dass man eben doch nur die im Licht sieht, und nicht diejenigen, denen die Habitusbildung misslang. Ein solcher Fall soll nachfolgend beschrieben werden. Er ist deshalb so instruktiv, weil er einen ihm in Charakter und Begabung ähnlichen Antipoden hatte, der aber, wenn auch durchaus nicht bruchlos, einen Forscherhabitus zu entwickeln vermochte: Gemeint ist der Hauptmann a.D. Ernst Boetticher (1842–1930), der langjährige Opponent Heinrich Schliemanns, von diesem regelmäßig als sein „Schmähschreiber“ bezeichnet. Er vertrat vehement die These, das von Schliemann in Hissarlik Ausgegrabene sei nicht Überrest einer Siedlung, sondern vielmehr einer „Feuernekropole“, das vermeintliche Troja sei also in Wirklichkeit ein Krematorium gigantischen Ausmaßes.¹⁴ Die Persönlichkeiten beider lassen sich als intelligent, belesen, versatil, tüchtig, hartnäckig und leicht reizbar beschreiben, und weder Schliemann noch Boetticher durchliefen eine intensive universitäre Ausbildung. Schliemann belegte ab 1866 Lehrveranstaltungen an der Sorbonne: „Französische Sprache und Literatur im 16. und 19. Jahrhundert, griechische Philosophie und Literatur, arabische Sprache und Dichtung, ägyptische Philologie und Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft“ (Witte 2013: 41). Der Bogen seiner wissenschaftlichen Interessen war weit gespannt, doch vor dem Hintergrund seiner rastlosen Reisetätigkeit und der Aufnahme seiner Forschungen in Griechenland 1868 ist nicht davon auszugehen, dass seine universitären Studien den Effekt des Erwerbs eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus haben konnten, der als Bildungsprozess Zeit benötigt. Ähnlich Boetticher, der im Alter von 34 Jahren 1876 im Rang eines Hauptmanns als Kriegsinvalide

pensioniert wurde und nach seiner Übersiedelung nach Berlin 1881 die Universität besuchte. Hier belegte er „u.a. Politik und Geschichte bei Heinrich von Treitschke, Nationalökonomie bei Adolph Wagner sowie Philosophie bei Friedrich Paulsen, um sich schließlich v.a. der Archäologie zu widmen“ (Zavadil 2009: 22). Zugleich begann seine rege Publikationstätigkeit, und spätestens ab 1882 beschäftigte er sich mit den Schliemannschen Befunden in Hissarlik. Auch in seinem Fall verraten die von ihm frequentierten universitären Veranstaltungen ein breites Interessenspektrum, aber auch hier war die in der Universität verbrachte Zeit für eine Habitusformung nicht ausreichend. Bei Schliemann wie bei Boetticher wird der Besuch der Universität vor allem der Aneignung und Akkumulation von Wissen gedient haben.

In Briefen Schliemanns aus den 1850er Jahren spricht sich eine abstrakt-allgemeine, nicht erfahrungsgesättigte Faszination durch „die“ Wissenschaft aus, gepaart mit der Befürchtung, selbst „mein ganzes Leben lang in wissenschaftlicher Hinsicht nur ein *Stümper*“¹⁵ zu bleiben. Auch betont er die „Herzensruhe und Selbstzufriedenheit“¹⁶, die ihm die Beschäftigung mit Wissenschaft gewähre. Es ist in dieser Zeit primär die psychische Wertigkeit, welche die Bedeutung der Wissenschaft für Schliemann ausmacht, und nicht das Interesse an einem Forschungsgegenstand, dessen Widerständigkeit durch Erkenntnis aufzulösen wäre. Es mangelt nicht an Äußerungen, in denen er seine Überlegenheit gegenüber den „Stubengelehrten“ bekundet, doch suchte er andererseits um den Rat von Fachleuten nach, wie etwa ein Brief an Ernst Curtius zeigt.¹⁷ Schliemann wusste um die eigenen Insuffizienzen auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Handelns und wandte sich deshalb an Fachgelehrte, wobei es ihm, wie gerade auch aus dem Brief an Curtius hervorgeht, nicht nur um die Klärung konkreter Fragen, sondern die Einrichtung einer Art Mentorenverhältnis ging. Dies markiert eine entscheidende Differenz zu Boetticher, der, soweit die Quellen diesen Schluss zulassen, nicht Rat und Belehrung suchte, sondern Bestätigung sowie Verbündete in Gestalt einflussreicher Fachgelehrter, welche die von ihm propagierten Theorien in der Fachöffentlichkeit vertraten. Er fühlte sich von der Fachwelt übergangen, „da ich nicht

¹³ Vgl. hierzu den Fall von Herrn Wöhrl, der aufgrund günstiger biographischer Konstellationen einen vollgültigen Forscherhabitus als Archäologe auszubilden vermochte, bevor er ein entsprechendes Studium aufnahm (Jung 2010a: 225–257).

¹⁴ Nachfolgend werden nur einige, in Zusammenhang mit der Habitusbildung aufschlussreiche Aspekte der komplexen und facettenreichen Kontroverse zwischen Boetticher und Schliemann skizziert. Verwiesen sei auf die vorzügliche, von Michaela Zavadil vorgelegte Dokumentation dieser Kontroverse (Zavadil 2009).

¹⁵ Schliemann an Magdalena Schliemann, 31.12.1856, zit. nach Meyer 1953: 88; Hervorhebung im Original.

¹⁶ Schliemann an Hepner, 02.04.1858, zit. nach Meyer 1953: 93.

¹⁷ Schliemann an Curtius, 03.02.1872, in: Meyer 1953: 202; vgl. auch die Anmerkung von Ernst Meyer zu diesem Brief (Meyer 1953: 334 Anm. 278).

über den Doctorhut verfüge“¹⁸, und währte, „in Hisarlik besser zu Hause“ zu sein „als Dr. Dörpfeld, kraft sorgsamem Vergleichens aller Berichte, Zeichnungen und Pläne seit Beginn der Schliemann'schen Forschungen und kraft des Besitzes archäologischer und ethnologischer Kenntnisse“ (Boetticher 1889: 5); darüber hinaus führte er zu seiner fachlichen Legitimation an, „als [...] ausgebildeter und praktisch erprobter Artillerieoffizier [...] darüber, ob fragliche Bauten ihrer Natur nach Festungswerke sein können, wohl mehr Urtheil“ als Dörpfeld zu besitzen. Auch nahm er für sich in Anspruch, er habe „in Krieg und Frieden gewiss soviel Erdarbeiten geleitet wie jemals dieser“ (Boetticher 1889: 5).

Die in diesen Ausführungen fassbar werdende Frontstellung zwischen „Spatenforschern“ und „Stubengelehrten“ verweist auf die Differenz von Datenerhebung und Datenauswertung: Die Datenerhebung manifestiert sich in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde und Befunde, die Datenauswertung in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung und Deutung. Schliemann neigte zu Beginn seiner archäologischen Tätigkeiten dazu, die Bedeutung der Ausgrabung zuungunsten der Auswertung zu überschätzen, so als ob die freigelegten Funde und Befunde für sich selbst sprechen könnten und eine interpretierende Auswertung nicht mehr benötigten – wenn man nur den Ausgrabungsort mittels der Homerschen Epen oder anderer antiker Quellen identifiziert habe, dann liege der Charakter der Funde und Befunde als beispielsweise dem Personal der Epen zugehörig auf der Hand.¹⁹ Für die Einsicht in die Notwendigkeit einer maßgeblich auf dem Wege des Vergleichens zu vollziehenden Deutung und Bestimmung war für Schliemann die Person Rudolf Virchows zentral. Diese Läuterung Schliemanns zur Wissenschaftlichkeit, die eine Überformung des Kaufmannshabitus bedeutete und die an mit diesem verbundene Tugenden – Genauigkeit, Selbstdisziplin, Exaktheit der Dokumentation (vgl. Herrmann 1990: 68) – anknüpfen konnte, vollzog sich wesentlich während der gemeinsam

mit Virchow verbrachten Zeit in Troja von März bis Anfang Mai 1879 eine Art Crashkurs in der Aneignung der Logik wissenschaftlichen Handelns. Ernst Meyer trifft m.E. den entscheidenden Punkt, wenn er feststellt: „In jenen Wochen lebte Virchow seinem Gastgeber ohne viel Worte wissenschaftliches Denken und Verfahren vor“ (Meyer 1955: 158), denn die Habitusformung als Bildungsprozess vollzieht sich eben *nicht* in erster Linie durch explizite Unterweisung, sondern durch das exemplarische Vorleben der Bewältigung wissenschaftlicher Krisen.²⁰

In seiner Gedächtnisrede auf Schliemann spricht Virchow (1891) ausdrücklich die von Schliemann erworbene Fähigkeit an, sich Kritik zu stellen, Kritik anzunehmen und gegebenenfalls die eigenen Hypothesen im Lichte dieser Kritik zu revidieren. Dies ging Boetticher vollständig ab. Er beharrte auf einer einmal gefassten Meinung, ignorierte ihr widersprechende Evidenzen und nahm stattdessen Zuflucht zu Verschwörungstheorien. Boetticher hatte keinen Mentor, wie Virchow für Schliemann einer war, und die Frage muss offenbleiben, ob er, wenn er denn einen solchen gehabt hätte, in der Lage gewesen wäre, seine Feuernekropolentheorie aufzugeben. Der Streit entzündete sich an der Interpretation von Grabungsplänen. In den zahlreichen Räumen, wie sie sich in dem Buch „Ilios“ (Schliemann 1881: Plan 1) darstellen und die Schliemann als Teil der dritten Stadt, des Trojas Homers, ansprach, sah Boetticher einen Beleg für seine Theorie, Troja sei keine Siedlung, sondern eine Feuernekropole gewesen. Das Buch „Troja“ enthielt eine Korrektur (Schliemann 1884: Plan 7), mit der Boetticher sich nicht abzufinden bereit war. Der Plan zeigt die Reste großer Gebäude der zweiten Stadt, in der Schliemann mittlerweile das homerische Troja erkennen wollte. Boetticher verstieg sich zu dem Gedanken, Schliemann und Dörpfeld hätten diesen neuen Plan bewusst manipuliert, nur um seine Feuernekropolentheorie *ad absurdum* zu führen.

Die Bedeutung des Unterschiedes von Datenerhebung und -auswertung, im vorliegenden Fall in der Gestalt von Ausgrabung/Dokumentation und Interpretation, sah Boetticher indes recht klar, und er nahm in Anspruch, nicht der Ausgräber der Befunde sein und auch diese Befunde nicht aus eigener Anschauung kennen zu müssen, um eine stichhaltige Interpretation vorzulegen: „Die einseitige Betonung der Autopsie ist eine Verneinung des Denkens, ein Ausfluss der materialistischen Strömung von heute,

¹⁸ Boetticher an Ebers, 08.08.1888, zit. nach Zavadil 2009: 175.

¹⁹ Joachim Herrmann beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „Der Zwang zur wissenschaftlichen Akribie war Schliemann zur zweiten Natur geworden – sofern es um die Festschreibung von Phänomenen ging. Sobald es sich um Wesensdeutung und um die Darstellung historischer Zusammenhänge und Einsichten handelte, war Schliemann in methodischer Hinsicht mehr oder weniger hilflos. Spekulative Aussagen, Enthusiasmus und theoretische Simplifikationen sowie Kurzschlüssigkeit bestimmten seine Auffassungen vielfach“ (Herrmann 1990: 68).

²⁰ Aus diesem Grund lässt sich die Habitusbildung nicht kurrikularisieren, sie gehört dem „hidden curriculum“ der Universitäten an; diese Implizitheit und „Unsichtbarkeit“ begründet auch ihre Schutzlosigkeit gegenüber technokratischen Interventionen.

welche die mechanische Tätigkeit der Sinne, z.B. des Auges höher stellt als das geistige Urtheil. Der Schein trügt! Das alte Leitmotiv: ‚er ist ja gar nicht dagewesen‘ klingt überall aus Dörpfeld’s Polemik hervor“ (Boetticher 1889: 5). Damit verweist er ganz zu Recht auf die Eigenlogik und die eigene Dignität der Auswertung – zum Problem wird die Interpretation aber dann, wenn sie ihren hypothetischen Charakter verliert und sich zu einem unumstößlichen Dogma verfestigt. Mögliche Falsifikatoren werden dann entweder nicht zur Kenntnis genommen oder ohne inhaltliche Auseinandersetzung abgewehrt. Dann kann sie in der Tat den Charakter einer „fixen Idee“ annehmen, wie sie sich Boetticher von Moriz Hoernes (1890) attestiert glaubte, wogegen er sich bei dessen damaligem Vorgesetzten im Naturhistorischen Museum Wien, Josef Szombathy, wortreich verwehrte.²¹

In dem besagten Text stellt Hoernes einen Vergleich des Werdegangs Boettichers mit dem Schliemanns an: „Aber sein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hypnotisierendes Wiederholen und Variieren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und ‚Sendeschreiben‘, wie Bötticher sie so unerschöpflich producierte, sondern durch beharrliches Weiterstreben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimütig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken – das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen (...)“ (Hoernes 1890: 342). Mit diesen Worten beschreibt Hoernes prägnant den Prozess der Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns.

Zeitgenössisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Herr Schneider

Zur weiteren Diskussion des Komplexes Professionalisierung, Habituswerb und Laienhandeln im Bereich der Archäologie sei rekuriert auf Ergebnisse einer Untersuchung zu den Motivstrukturen von Hobbyarchäologinnen und Hobbyarchäologen (Jung 2010a). Damit sind, in Abgrenzung einerseits von Facharchäologinnen und Facharchäologen und andererseits von illegal archäologisch Tätigen wie Sondengängerinnen und Sondengängern, Schatzsucherinnen und Schatzsuchern sowie Raubgräberinnen

und Raubgräbern, Personen gemeint, die mit behördlicher Genehmigung Feldbegehungen unternehmen. Entgegen einer verbreiteten Meinung handelt es sich bei den Hobbyarchäologen²² typischerweise nicht um Sammler, die sich den Mühen von Begehungen unterziehen, um sich archäologische Objekte zu verschaffen, von denen für sie eine Faszination ausgeht und die Bestandteil einer Sammlung werden. Das unterscheidet sie grundsätzlich von den Schatzbildungswünsche ausagierenden Schatzsucherinnen und Schatzsuchern. Für Hobbyarchäologen spielen Schatzbildungsmotive allenfalls eine untergeordnete Rolle. Sie wollen zwar das Verborgene entdecken, doch haben die dabei aufgespürten Objekte nur indikatorischen Wert, keinen Wert an sich. Wie bei den Schatzsucherinnen und Schatzsuchern ist es jedoch nicht ihr primäres Interesse, einen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt zu leisten, dies ist nur ein (allerdings zumeist willkommener) Nebeneffekt ihrer Betätigungen. Für den „typischen“ Hobbyarchäologen ist vielmehr die Tätigkeit der Feldbegehung als solche wichtig, die ihm die Möglichkeit bietet, sich legitim von den Anforderungen der Sozialität zurückzuziehen und imaginativ mit der Vergangenheit in einen Dialog zu treten. Oft steht das Hobby im Dienste der Bearbeitung eines biographischen Problems, hier nimmt die Begehung den Charakter einer „Suche nach dem Verborgenen“ an, bei welcher die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit auf eine Beschäftigung mit der kollektiven Vergangenheit verschoben wird. Eine in der eigenen Vergangenheit liegende Problemkonfiguration, zumeist verbunden mit Verlusterfahrungen, wird vermittelt über das Hobby Archäologie symbolisiert und so bearbeitungsfähig, auch wenn es auf diese Weise nicht gelöst, sondern nur in Schach gehalten werden kann. Diese Suche geht damit, um eine Formulierung aufzugreifen, die William Niederland mit Bezug auf Schliemann verwendet hat, einher mit einer „Überbesetzung des Unbekannten, Unerforschten in der Geschichte und der Geographie (Prähistorie, ‚unterirdische‘ Geographie)“ (Niederland 1965: 588).

Gewiss verdankt sich, wie Finke (2014: 121) feststellt, auch das initiale Interesse derjenigen,

²¹ Boetticher an Szombathy, 17.08.1890, zit. nach Zavadil 2009: 318-319.

²² Der nachfolgend stark verkürzt dargestellte und vielleicht zunächst etwas befremdliche Befund betrifft nach Ausweis der ausführlichen, in Jung 2010a vorgelegten Fallrekonstruktionen tatsächlich primär männliche Hobbyarchäologen, weshalb im Folgenden auch ausschließlich die grammatisch maskuline Form verwendet wird. Das bedeutet nicht, dass sich die Disposition zu einer „Suche nach dem Verborgenen“ auf Männer beschränken würde, anscheinend ist aber Archäologie als Hobby eine „männliche“ Sozialform, in welcher diese Disposition ausgelebt werden kann (vgl. Jung 2010a, 196-197).

die später Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler geworden sind, vor- und außerwissenschaftlichen Impulsen.²³ Die Ausbildung eines genuinen Forschungshabitus hat aber eine Umarbeitung dieser dem Bewusstsein zumeist entzogenen Antriebe qua Sublimierung zu ihrer Voraussetzung, was auch den Effekt hat, dass sie für die Forscherinnen und Forscher nichts Verhängliches mehr haben und auf Befragen genannt und erläutert werden können. Den Hobbyarchäologen sind dagegen ihre eigentlichen Motive nicht zugänglich, weshalb sie auf die Frage nach ihnen Rationalisierungen angeben. Die im Boden verborgenden Ordnungen vergangener Zeiten, denen man durch Feldbegehungen auf die Spur kommen kann, eignen sich in besonderer Weise für eine Symbolisierung der eigenen Vergangenheit, die nicht direkt thematisiert werden kann. Die Feldbegehungstätigkeit ist deshalb für sie etwas Intimes, das sie nicht mit anderen teilen wollen, und darum unternehmen sie die Begehungen bevorzugt allein. Zwei typische Beispiele für derartige Rationalisierungen seien beispielhaft genannt. Ein Mann gibt an, er führe Begehungen durch, um einen „Beitrag für die Gesellschaft“ zu leisten. Die Gemeinwohlorientierung, auf die er sich damit beruft, kann er mit Recht für sich in Anspruch nehmen, denn was er tut, ist als Beitrag zum Erkenntnisfortschritt in der Tat gemeinwohlbezogen. Sie macht aber nicht sein primäres Motiv aus – sein Handeln hat faktisch eine altruistische Komponente, es kann aber aus dieser heraus nicht hinreichend erklärt werden. Ähnlich verhält es sich bei der folgenden Darstellung eines anderen Mannes: „Ich bin so ein bisschen ein Naturmensch ja, und ähm äh und einfach ziellos durch die Gegend laufen das kann ich nicht.“ Der Rationalisierungscharakter dieser Begründung ist offenkundig, denn einerseits kann man als Wanderer oder Spaziergänger alle möglichen Ziele haben, die Unterstellung einer grundsätzlichen Ziellosigkeit impliziert also eine falsche Entgegensetzung zum Feldbegehen, und andererseits suchen gerade „Naturmenschen“ die Natur ohne Ziel auf, weil sie um einer lebendigen Naturerfahrung willen ihr sich öffnen und sich von ihr leiten lassen wollen. Außerdem ist eine Feldbegehung auch nicht konkret, sondern abstrakt zielgerichtet – das Ziel ist das Finden von Indikatoren einer vergangenen Ordnung, aber kein konkreter Ort. In beiden Fällen wird ein sicher mitbeteiligtes Motiv absolut gesetzt und als das eigentliche und dominante ausgegeben, und darin genau besteht die Rationalisierung, die kein Versuch der strategischen Täuschung des Fragenden, sondern eine systematische

Selbsttäuschung ist. Dieses Unaufgelöste und Abgewehrte behindert die Ausbildung eines professionalisierten Habitus. Eine bedingungslose Unterwerfung unter eine Sache ist denjenigen nicht oder nur eingeschränkt möglich, die Archäologie aus Problemlagen heraus betreiben, die mit unbewussten Konflikten verbunden sind, auch wenn sie über Voraussetzungen wie intellektuelles Vermögen, Fachwissen oder auch formale Qualifikationen verfügen. Würden sie die Archäologie zu ihrem Beruf machen, müssten sie sich ganz in den Dienst der Sache stellen, sich in der Logik des besseren Arguments bewegen und sich vor allem mit Kritik auseinandersetzen.

Nun beschränkt sich das Betätigungsfeld der Hobbyarchäologen aus den geschilderten Gründen gleichsam von selbst in erster Linie auf den Bereich der Datenerhebung. Sie verfolgen zumeist keine Ambitionen, die über Entdeckung und Dokumentation hinausgehen und auf die Modell- und Theoriebildung übergreifen. Wo dies der Fall ist, müssen noch andere Motive hinzutreten, wie etwa bei Herrn Schneider, dessen Agieren zuweilen wie das eines Wiedergängers Boettichers anmutet.²⁴ Im Alter von 17 Jahren wurde er 1946 unter dem Verdacht verhaftet, ein „Werwolf“ zu sein, von einem sowjetischen Militärtribunal verurteilt und nach acht Jahren entlassen, worauf er in die Bundesrepublik übersiedelte und als Chemielaborant arbeitete. Das Hobby Archäologie war für ihn überdeterminiert: Zum einen hatte es den Charakter einer „Suche nach der verlorenen Zeit“, zum anderen war es eine Kompensation der ihm durch die Haftzeit versagt gebliebenen Lebenschancen. Vor allem aber bot es ihm die Möglichkeit, seine Abneigung gegenüber, wie er sagte, „Akademikern“ auszuleben, die er in der ihnen projektiv unterstellten Charakterlosigkeit und Unfähigkeit vorführen wollte. Diese Abneigung speiste sich aus zwei Quellen. Sie war einmal Reflex einer allgemeinen Unfähigkeit, sich in rollenförmigen Interaktionen Vorgesetzten und Autoritäten gegenüber angemessen zu verhalten. Auf „Akademiker“ kaprizierte er sich im Besonderen, weil es ihnen möglich war, die ihm selbst vorenthaltenen Lebenschancen zu verwirklichen. Auf die Frage nach seinem Verhältnis zu den Facharchäologinnen und Facharchäologen antwortete Herr Schneider im Interview bezeichnenderweise mit Anekdoten über seinen Umgang mit den „Akademikern“ während seiner Berufstätigkeit. Sein Verhalten gegenüber den „Archäologen“ war nur eine Ausprägung seines Verhaltens gegenüber „Akademikern“ im Allgemeinen.

²³ Zu biographischen Ausgangskonstellationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vgl. Franzmann 2008; Loer 2008.

²⁴ Die Angaben zu Herrn Schneider sind anonymisiert; vgl. auch die Fallrekonstruktion in Jung 2010a (140–170) sowie Jung 2011.

Zu den „Archäologen“ merkte er im Interview an:²⁵

„Auf jeden Fall Akademiker# ich will also sagen, wenn sie mit den Archäologen, die ich kenne, ähm (..) es gibt ja auch en paar Harmlose wie den Dr. Dings hier, den Bezirksarchäologen (..) wie heißt er denn noch, ich vergess den Namen immer, der in L.bach gegraben hat die Langhäuser gesucht nix gefunden, der hat also# wenn sie angepasst waren, sind sie mit denen ausgekommen, ohne an ihrem Ruhm zu kratzen, wenn sie aber einen hatten wie den Schneider, der zwar tüchtig war, der da was als Laie hochgerechnet belesen war ich hab also oben Meterware an Literatur stehen, alles was neu herausgekommen war, hab ich also sofort gekauft, und jetzt im Internet ist überhaupt kein Problem, ich hab also# krieg also laufend jetzt von Ägypten gibt's ja diese Dienste, also das krieg ich ja alles automatisch und dann ähm mit denen können ses nicht so gut.“

Herr Schneider räumte ein, es gebe unter den Archäologen, mit denen er zu tun hatte, auch „Harmlose“, und als Beispiel führte er einen Bezirksarchäologen an, dessen Name ihm nicht einfiel und dessen fachliche Kompetenz er sogleich mit dem Hinweis auf eine erfolglose Ausgrabung in Frage stellte. Er gab damit zu verstehen, dass er ihn fachlich als unfähig erachtete, und genau in dieser Unfähigkeit lag seine Harmlosigkeit. Ein gutes Auskommen mit Archäologen wie mit Akademikern (sic) überhaupt sei nur unter der Bedingung einer Unterwerfung zu erlangen, „ohne an ihrem Ruhm zu kratzen“ – eine friktionslose Zusammenarbeit wäre demnach gar nicht möglich. Kontrastiv zu den angepassten Duckmäusern stellte Herr Schneider sich selbst dar, über sich in der dritten Person sprechend und sich damit erhöhend aus der Distanz beschreibend. Um sich ein Forum zu schaffen, gründete er einen faktisch nur aus seiner Person bestehenden Geschichtsverein. Die zahlreichen auf der Internet-Seite des Vereines zugänglichen Texte stammten ausschließlich aus seiner Feder, und auch hier schrieb er über sich in der dritten Person.

Eines seiner Interessen galt einer Gruppe neolithischer Gräber, die sämtlich durchlochte Steinperlen und -plättchen enthielten und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem sich als Grabungsgehilfe verdin-genden Mann gefunden worden waren. Diese Perlen sind erwiesenermaßen Fälschungen, denn die feinen Durchbohrungen hätten mit Steinwerkzeugen nicht

bewerkstelligt werden können. Misstrauen erweckte außerdem, dass die Gräber ausschließlich von dieser einen Person entdeckt wurden. Herr Schneider war dennoch von der Unschuld des Mannes überzeugt und unternahm trotz stark angegriffener Gesundheit Feldbegehungen, um durch einen Fund vergleichbarer Steinperlen die Echtheit derjenigen aus den besagten Gräbern beweisen zu können. Der Glaube an die Unschuld des Finders wurde für ihn zu einer fixen Idee, die er mit einer trotzig und realitäts-verleugnenden Hartnäckigkeit verfolgte. Er identifizierte sich mit den Geschmähten, Verfolgten und zu Unrecht Verdächtigten und reinszenierte auf diese Weise die ihm selbst zugefügten Ungerechtigkeiten. In dem Versuch, die Unschuld des Mannes nachzuweisen, bearbeitete Herr Schneider sein eigenes Lebensproblem, ohne es direkt zum Thema zu machen. So konnte es nicht gelöst, aber doch immerhin gebändigt werden. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen korrespondierte Herr Schneider auch via E-Mail mit einem im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts im Vorderen Orient tätigen Archäologen, weil dieser dort durchlochte Steinperlen gefunden hatte. Nachdem eine Antwort auf seine letzte Anfrage einige Wochen ausblieb, vermochte er sich dies nicht anders zu erklären, als dass „sie jetzt nun versuchen, meine Nachforschungen irgendwie zu torpedieren.“ „Sie“ meint ein Kartell von Akademikern (sic), die in seiner Wahrnehmung um jeden Preis verhindern wollen, dass die Wahrheit ans Licht kommt. In seiner Reaktion war er nicht zimperlich: Er wandte sich an das Auswärtige Amt, um eine Aussetzung der Forschungsgelder für die Ausgrabung zu erwirken, bis er eine Antwort von dem Archäologen erhielt.

Herr Schneider war intelligent, hatte ein tiefes Fachwissen, war sehr tüchtig, hartnäckig und in der Lage, auch Projekte wie Ausgrabungen zu organisieren und durchzuführen. Als Hobbyarchäologe leistete er, was hier aus Gründen der Anonymisierung nicht näher ausgeführt werden kann, bedeutende Beiträge zum Erkenntnisfortschritt.²⁶ Auf der anderen Seite war Erkenntnis für ihn kein Selbstzweck, sondern Mittel dazu, Archäologinnen und Archäologen, die er wie alle Akademikerinnen und Akademiker für faul, dünkelhaft und charakterlos hielt, vorzuführen und in ihrer Unfähigkeit bloßzustellen. Zwar könnte eine Konkurrenzsituation für sich genommen noch beflügelnd sein, bei ihm resultierte sie jedoch aus einer verzerrten Realitätswahrnehmung. Sein Blick auf die archäologischen Hinterlassenschaften war selektiv davon geleitet, was ihm bei seinen Aus-

²⁵ Notationskonventionen:

(..) deutliche Pause

Abbruch

Die Zeichensetzung zeichnet die Intonationskonturen der Äußerungen nach.

²⁶ Dies gilt im Übrigen für alle Hobbyarchäologen, deren Fallrekonstruktionen in Jung 2010a eingegangen sind.

einandersetzungen hätte nützlich sein können.

Gewiss ist die Persönlichkeitsstruktur von Herrn Schneider im Hinblick auf ihre destruktiven Anteile nicht repräsentativ für Hobbyarchäologen, doch tritt bei ihm (wie bei Boetticher) eine allgemeinere Konstellation markant hervor: Nicht Begabung, Intelligenz oder Fachwissen trennen sie von den Facharchäologinnen und Facharchäologen, sondern mit dem Hobby verbundene privatistische Vorbehalte, die der Ausbildung eines professionalisierten Erfahrungswissenschaftlichen Habitus im Wege stehen.

Über die Grenzen von „Citizen Science“

In der Argumentation Finkes zeigt sich eine eigentümliche Unentschiedenheit: Er sieht zum einen sehr klar die Differenzen von Fachwissenschaft und „Citizen Science“, zugleich tendiert er dazu, diese – etwa anhand der von ihm gewählten Metaphern – zu nivellieren.

Vorbehaltlos zuzustimmen ist all dem von Finke gegen die Geringschätzung und Abwertung von „Citizen Science“ Vorgebrachten – doch auch wenn man die Behauptung einer „Zweit- oder Drittklassigkeit der damit verknüpften Forschung“ (Finke 2014: 39) zurückweist, sollte dies – wie ausgeführt – nicht den Blick darauf verstellen, dass es einen qualitativen, in den unterschiedlichen Habitusformationen gründenden Unterschied des Handelns von archäologischen Laiinnen und Laien zu dem von Facharchäologinnen und -archäologen gibt. Wird er verkannt, verengt sich die Kritik an institutionellen Barrieren schnell zu einer Ideologiekritik, welche die Professionen auf eine systematische Ideologieproduktion zum Zweck der Schaffung und Wahrung von Pfründen reduziert (vgl. Franzmann 2012: 16–21). Nun argumentiert Finke aber weit differenzierter als seine vier Kontinuitäten suggerierenden Metaphern vermuten lassen. So sehr man beispielsweise die in den Wissenschaften institutionalisierte Binnenkritik und die mit ihr einhergehende Abschottung gegen Laienkritik in konkreten Fällen beanstanden mag, wertet Finke doch die im Vergleich zu den Fachwissenschaften kaum vorhandenen Kontrollmechanismen als Problem: „Citizen Science ist stärker von Scharlatanerie bedroht als Professional Science. Die Freiheit von Citizen Science hat also zwei Seiten: die schöne Seite des Fehlens von Kontrolle und Reglementierung, und die weniger schöne Seite, ein offenes Einfallstor für Dilettantismus und Vandalismus, für Heilslehren und Verantwortungslosigkeit zu sein“ (Finke 2014:

148-149). Immerhin habe ein derart aus dem Ruder laufendes Laienengagement im Normalfall keine dramatischen Folgen (Finke 2014: 104). Er unterscheidet zwei Spielarten von „Citizen Science“: „Eine, die Citizen Science als eine nichtselbständige Form von Wissenschaft auffasst, bei der die Beiträge der Laien letztlich einer Auswertung und Kontrolle durch die Experten bedürfen (meist auch bereits einer Planung durch diese), und eine andere, die sie als eine selbständige, solcher Kontrolle nicht bedürftige Form, breit in der Gesellschaft verankerter Wissensbeschaffung versteht“ (Finke 2014: 42). Die Aktivitäten der archäologischen Laiinnen und Laien sind ganz überwiegend dem erstgenannten Verständnis von „Citizen Science“ zuzurechnen, die Ergebnisse ihrer Betätigungen unterliegen der „Auswertung und Kontrolle durch die Experten.“ Verfolgen sie darüber hinaus auch noch theoretische Ambitionen, müssen weitere Motive hinzukommen, wie etwa bei Herrn Schneider ein kompetitives Moment, ein Bedürfnis, Archäologinnen und Archäologen in ihrem ureigsten Feld zu überbieten. Im Normalfall aber fällt im Bereich der Archäologie eine von Finke diagnostizierte Schwäche von „Citizen Science“, die explizite Theoriebildung, nicht stark ins Gewicht. Theorien „sind immer durch Abstraktheit gekennzeichnet, doch das Abstrakte ist keine Stärke der Citizen Science“ (Finke 2014: 102), deren Domäne vielmehr das Anschaulich-Lebensnahe sei. Mit dieser Nähe zu praktischen Nutzenanwendungen verbinde sich ein weiterer Unterschied zur professionellen Wissenschaft: „Citizen Science“ „kann wichtige emanzipatorische, befreiende Funktionen im Rahmen der Zivilgesellschaft erfüllen“ (Finke 2014: 65). Mithin wäre „Citizen Science“ besser als die Fachwissenschaften dazu geeignet, den Hiatus zwischen Theorie und Praxis zu übersteigen. Problematisch wird diese Einschätzung dann, wenn der Wissenschaft ihr fehlender Praxisbezug als Defizit vorgehalten wird. Wissenschaft hat aber Fragen, welche die individuelle oder kollektive Lebenspraxis betreffen, nicht zu entscheiden, sondern es liegt in der Autonomie dieser Praxen, zu bestimmen, ob und in welchem Umfang sie auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreifen, soll nicht einer technokratischen Bevormundung das Wort geredet werden. Selbstverständlich können sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bürgerschaftlich engagieren – dann aber gerade nicht als die Deutungshoheit beanspruchende und dadurch privilegierte Vertreterinnen und Vertreter der Wissenschaft, sondern als Bürgerinnen und Bürger.²⁷ Diese „Leidenschaftslosigkeit“ kommentiert Finke wie folgt: „Dies liegt daran, dass es einen ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen für wis-

²⁷ Vgl. hierzu auch Jung 2012.

senschaftliche Profis gibt, nach dem Forschung ‚sine ira et studio‘, also emotionslos, ohne Wut und Eifer, betrieben werden sollte. Dies ist sicherlich ein gutgemeinter Rat, aber er ist zugleich weltfremd und dafür verantwortlich, dass der engagierte Sachkenner heute eine Renaissance erlebt“ (Finke 2014: 160). Der Sache nach wird hier mit dem verinnerlichten „ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen“ der erfahrungswissenschaftliche Habitus treffend beschrieben, aber falsch kritisiert, denn die Leidenschaftslosigkeit und erworbene Fähigkeit zur Versachlichung ist kein Mangel, sondern eine genuine Kulturleistung, die eben nur aus der Perspektive der Praxis als weltfremd erscheinen muss.

In zwei Hinsichten könnte man das Modell des erfahrungswissenschaftlichen Habitus, mit dem hier das Postulat einer bruchlosen Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern relativiert wird, als naive, weltfremd-idealistische Konstruktion kritisieren. Zum einen lassen sich fraglos zahlreiche Personen aufzählen, die zwar nominell Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler sind, diesem Modell aber nur partiell oder gar nicht entsprechen und die, wie man mit Charles Sanders Peirce (1992) sagen könnte, nicht die Methode der Erfahrungswissenschaften habitualisiert haben, sondern auf die Methoden der Autorität, der Beharrlichkeit oder die Apriori-Methode vertrauen. Auch war es der Anspruch diverser Laborstudien, aufzuzeigen, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Vollzug von Forschung durchaus nicht oder nicht in erster Linie an der regulativen Idee der Wahrheit orientieren.²⁸ Zum anderen kann man auf die faktischen Zustände an den Universitäten nicht erst seit der Umsetzung des Bologna-Prozesses verweisen. Dieser bedeutet allerdings einen Paradigmenwechsel insofern, als die Zerstörung der Einheit von Forschung und Lehre und damit die Verfachhochschulung der Universitäten im Namen eines stärkeren Praxisbezuges zum Programm erhoben wurden. Authentische Forschung bleibt nun weitgehend Postgraduierten vorbehalten, die sich aber gerade in einem „forschungsbereinigten“ Studium ausgezeichnet haben und daher „herausragende Fachmensen, aber nicht professionalisierte Forscher“ sind (Oevermann 2005b: 65). In beiden Hinsichten besteht die Gefahr eines empiristischen Fehlschlusses, der nicht mehr unterscheidet zwischen einem Scheitern dieses Mo-

dells an der Wirklichkeit einerseits und einem Scheitern der Wirklichkeit an diesem für die Beteiligten sehr anspruchsvollen Modell als einer realen Strukturgesetzlichkeit andererseits – in der letztgenannten Konstellation wäre das Scheitern bei seiner Verwirklichung gerade eine Bestätigung seiner Geltung. Der Habitus ist es, der den Unterschied zwischen wissenschaftlichen Laiinnen und Laien, Amateurinnen und Amateuren, Autodidaktinnen und Autodidakten etc. zu professionalisierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausmacht und dem auch in Programmatiken wie der von „Citizen Science“ Rechnung zu tragen ist. Auch wenn man mit Recht beklagen mag, dass das Humboldtsche Universitätsideal faktisch zu „einer Einheit von Forschung, Lehre und Verwaltung“ (Finke 2014: 94) geworden ist, wäre es doch verfehlt, „Citizen Science“ zu einem Refugium der Einheit von Forschung und Lehre zu deklarieren. Das würde die in diesem Feld Tätigen nicht nur handlungslogisch überfordern, sondern auch den Blick auf die spezifischen, von Finke angeführten Potentiale verstellen, die in „Citizen Science“ für den Erkenntnisfortschritt liegen.

Literatur

- Boetticher, Ernst. 1889. *Drittes Sendschreiben über Troja*. Berlin. Abrufbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/boetticher-1889bd3>
- Bourdieu, Pierre. 1970. Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 125–158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burkholz, Roland. 2008. *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*. Weilerswist: Velbrück.
- Davidović, Antonia. 2009. *Praktiken archäologischer Wissensproduktion. Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung*. Münster: Ugarit.
- Finke, Peter. 2014. *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.
- Franzmann, Andreas. 2008. Biographische Ursprungskonstellationen des Wissenschaft-

²⁸ Eine exemplarische Kritik des Laborstudienansatzes hat Roland Burkholz mit einer Reanalyse von Daten aus Knorr-Cetina 1981 vorgelegt (Burkholz 2008: 85–204). Zur Übertragung dieses Ansatzes auf die archäologische Wissensproduktion vgl. Davidović 2009 und Jung 2010b.

- lerberufs. *Sozialer Sinn* 9: 329–355.
- Franzmann, Andreas. 2012. *Die Disziplin der Neugierde. Zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Joachim. 1990. *Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissenschaft*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Herrmann, Joachim und Evelin Maaß (Bearb.). 1990. *Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876–1890*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Jung, Matthias. 2010a. „Heimathirsche“. *Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung*. Münster: Waxmann.
- Jung, Matthias. 2010b. Rezension zu Davidović 2009. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51: 288–302.
- Jung, Matthias. 2011. Situative und habituelle Abwehr – Skizze eines konzeptionellen Vorschlags für die Bestimmung des Verhältnisses von Abwehr und Coping. *Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung* 15: 187–202.
- Jung, Matthias. 2012. Was soll und was kann eine „kritische Archäologie“ leisten? *Forum Kritische Archäologie* 1: 40–44.
- Hoernes, Moriz. 1890. Schliemanns Troja und sein Angreifer. *Nord und Süd* 53: 336–342.
- Knorr-Cetina, Karin. 1981. *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leroi-Gourhan, André. 1980. *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Liebermann, Sascha und Thomas Loer. 2007. Krise der Kritik. Die Misere der Universität, eine Krise der Kollegialität. In Andreas Franzmann und Barbara Wolbring, Hrsg.: *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945*, S. 195–213. Berlin: Akademie-Verlag.
- Loer, Thomas. 2008. Urszenen der Erfahrung qua Urgrund der Erkenntnis. Eine Kindheitszene Adornos als Modell. *Sozialer Sinn* 9: 357–369.
- Meyer, Ernst. 1953. *Heinrich Schliemann. Briefwechsel 1. Von 1842–1875*. Berlin: Gebr. Mann.
- Meyer, Ernst. 1955. Virchows Anteil an Schliemanns Werk. *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 24: 150–164.
- Münste, Peter. 2004. *Die Autonomisierung der Erfahrungswissenschaften im Kontext frühneuzeitlicher Herrschaft. Fallrekonstruktive Analysen zur Gründung der Royal Society. 1. Theoretische Einbettung und modellbildende Analysen. 2. Weiterführende Analysen und Kritik der historischen Forschung*. Forschungsbeiträge aus der Objektiven Hermeneutik 7. Frankfurt a.M.: Humanities Online.
- Münste, Peter und Ulrich Oevermann. 2002. Die Institutionalisierung der Erfahrungswissenschaften und die Professionalisierung der Forschungspraxis im 17. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Gründung der Royal Society. In Claus Zittel, Hrsg.: *Wissen und soziale Konstruktion*, S. 165–230. Berlin: Akademie-Verlag.
- Niederland, William G. 1965. Analytische Studie über das Leben und Werk Heinrich Schliemanns. *Psyche* 18: 563–590.
- Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In Arno Combe und Werner Helsper, Hrsg.: *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, S. 70–182. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich. 2005a. Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung* 14: 15–51.
- Oevermann, Ulrich. 2005b. Bildungsideale und Strukturprobleme der Hochschulen im digitalen Zeitalter. In Klaus Kufeld, Hrsg.: *Profil durch Wissen. Bildungsideal und regionale Strategie*, S. 45–90. Freiburg: Alber.
- Peirce, Charles Sanders. 1992. The Fixation of Belief. In *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings* 1 (1867–1893), S. 109–123. Bloomington: Indiana University Press.

- Polanyi, Michael. 1985. *Implizites Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schliemann, Heinrich. 1881. *Ilios. Stadt und Land der Trojaner: Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja*. Leipzig: Brockhaus.
- Schliemann, Heinrich. 1884. *Troja: Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882*. Leipzig: Brockhaus.
- Virchow, Rudolf. 1891. Gedächtnisrede. Gedächtnisfeier für Heinrich Schliemann. *Zeitschrift für Ethnologie* 23: 41–58.
- Witte, Reinhard. 2013. *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach Troja. Bibliothek der Entdecker*. München: Frederking & Thaler.
- Zavadil, Michaela. 2009. Ein trojanischer Federkrieg. *Die Auseinandersetzungen zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann*. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 781. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitation des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie.

Maria Theresia Starzmann

Department of Anthropology, McGill University, Montréal

Zitiervorschlag

Maria Theresia Starzmann. 2015. Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitation des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. Forum Kritische Archäologie 4:55-58.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_7_Starzmann.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.7](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.7)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie.

Maria Theresia Starzmann

Department of Anthropology, McGill University, Montréal

In den *Gefängnisheften* beschreibt Antonio Gramsci die Rolle der traditionellen Intellektuellen als Meinungsmacher_innen, die im Kontext des integralen Staates zur Schaffung kultureller Hegemonie beitragen. Organische Intellektuelle dagegen gehörten jener nachstrebenden Schicht an, die sich „um die Assimilierung und ‚ideologische‘ Eroberung der traditionellen Intellektuellen“ (Gramsci 1994: 1500) bemühe. Dies bedeutet nicht, dass Intellektuelle eine gesonderte Schicht darstellen; vielmehr bringt jede soziale Schicht ihre eigenen Intellektuellen hervor. Selbst Arbeiter_innen, aber sicherlich auch nicht-wissenschaftliches Personal oder Hobbyarchäolog_innen, bringen diesem Verständnis nach wenigstens „ein Minimum an kreativer intellektueller Tätigkeit“ (Gramsci 1994: 1500) in ihre Arbeit ein. Entsprechend sind alle Menschen als Intellektuelle zu sehen, selbst wenn sie nicht die gesellschaftliche Stellung traditioneller Intellektueller einnehmen.

Konsequent zu Ende gedacht verlangt Gramscis Theorie nach der Überwindung der etablierten Hierarchie zwischen Intellektuellen und den Massen, wie sie dem Wissenschaftstheoretiker Peter Finke ein Anliegen ist. In seiner Beschäftigung mit dem Thema „Citizen Science“ geht es Finke nicht allein darum, wissenschaftliches Laienhandeln ernst zu nehmen, sondern er berührt auch machtpolitische Fragen wenn er eine Kontinuität des Handelns von Lai_innen und Fachwissenschaftler_innen erkennt. Der Hinweis darauf, dass sich unter den vielen Personen, die an der Vorbereitung und Durchführung wissenschaftlicher Arbeit beteiligt sind, immer auch nicht-wissenschaftliches Personal befindet, ist gerade angesichts der fortschreitenden Neoliberalisierung der Universitäten von Bedeutung. Hier wird die Produktion universitären Wissens als reine „Expertokratie“ (Welzer 2010) vermarktet, während die Beiträge von Nachwuchswissenschaftler_innen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, Hilfwissenschaftler_innen mit Fachabschluss oder wissenschaftlichen Lai_innen, von denen die Wissenschaft unweigerlich profitiert, selten Würdigung finden.

Entsprechend bemüht sich Finke, die qualitativen Merkmale intellektueller Tätigkeit auf allen Ebenen der Methodenleiter anzuerkennen und keinen Unterschied zwischen einer „besseren“ (im Sinne von höheren, abstrakten) und einer „schlechteren“ (im Sinne von bodennahen, lebensverbunden) Wissenschaft zu machen (S. 43). Matthias Jung folgt Finke in seiner Sichtweise, dass die Früchte, die Laien- und Fachwissenschaft jeweils tragen zwar nicht gleich sind, dies aber „freilich nicht impliziert, dass die einen ‚besser‘ oder ‚wertvoller‘ als die anderen sind.“ (S. 45) Dennoch bemüht sich Jung angestrengt, eine Diskontinuität zwischen beiden Wissenschaften nachzuweisen. Um exakt den Unterschied zwischen den (Sprech-)Handlungen von Laien- und Fachwissenschaftler_innen zu verorten, eignet er sich das Konzept des *Habitus* an. Ungewöhnlich an Jungs Verwendung des Begriffs ist dabei nicht sein Verständnis von *Habitus* als „generative“ (S. 44) und das Handeln strukturierende Formel (Bourdieu 1977), sondern vielmehr seine verkürzte Lesart von Pierre Bourdieus Werk. Diese erlaubt es ihm, die *Habitus*-bildung lediglich im Bereich der professionalisierten Wissenschaften zu suchen, nicht aber im Kontext des Selbststudiums zum Beispiel von Hobbyarchäolog_innen.

Indem Jung das Selbststudium aus seinem größeren sozialen Zusammenhang und damit aus den Prozessen der Strukturation herauslöst, wird es ihm möglich, das dem *Habitus* zugrunde liegende „schweigende“ oder „implizite“ (S. 44) Wissen mit dem Begriff der Wahrheit zu verbinden. Die Verinnerlichung dieses Wissens sei es, die professionalisierten Wissenschaftler_innen „die Orientierung an der regulativen Idee der Wahrheit“ (S. 45) erlaube. Doch geht dieses Verständnis an Bourdieus Theorie vorbei, denn Wahrnehmung, nicht Wahrheit ist das zentrale Thema der Praxistheorie. So bezeichnet *Habitus* nicht die Verinnerlichung von Wahrheit, sondern von gesellschaftlich akzeptierten Wahrnehmungsschemata, welche kulturtypische und klassenspezifische Handlungen strukturieren.

Aufgrund des Bezuges, den Jung zwischen Habitus und Wahrheit herstellt, spricht er Laienwissenschaftler_innen die Fähigkeit zur „Versachlichung“ (S. 52) von Inhalten ab. Diese Haltung Jungs ist jedoch selbst Ausdruck eines Habitus in den Gesellschaftswissenschaften, der hegemoniale Praxisformen an den Universitäten hervorbringt, welche sich alternativen Wissensformen weitgehend verschließen. Zur Verdeutlichung ein Beispiel:

Der Anthropologe Gisli Pálsson hat in mehreren Studien die Aneignung von habitualisiertem Wissen unter isländischen Hochseefischern untersucht. Seine Gesprächspartner erklärten ihren Erfolg beim Fischen immer wieder als das Resultat von Intuition, das heißt als angeborenes Gespür für die Fischerei, ja gar als Fischfang-Stimmung („fishing mood“, Pálsson 1994: 919). Nicht unähnlich dem Hobbyarchäologen, der sein Interesse an der Vergangenheit mit seinem Selbstverständnis als „Naturmensch“ (S. 49) erklärt, liegt den Fischern ihre Tätigkeit nach eigener Aussage im Blut („in the blood“, Pálsson 1994: 919). Es sind genau solche Erklärungsmodelle, die von Wissenschaftler_innen wie Jung als irrational abgetan oder als Anzeichen für eine fehlende Selbstreflexion der Sprecher_innen betrachtet werden (Herzfeld 2004). Angebracht wäre es, das intuitive Wissen der isländischen Fischer, gerade weil es sich der Abfragbarkeit entzieht, als Habitus zu begreifen. Tief in das Alltagsleben eingebettet und folglich nur schwer zu abstrahieren, findet Habitus seinen Ausdruck nicht allein in Form professionalisierten Fachwissens, sondern auch in dem inkorporierten Wissen von Lai_innen, welches gerne mit dem englischen Ausdruck *Know-How* benannt wird.

Entsprechend ist die Rationalisierung, die der Hobbyarchäologe *qua* Naturmensch als Erklärung für sein Interesse an der Vergangenheit bietet, als spezifischer Habitus zu lesen, der das „tüchtige“ und „hartnäckige“ (S. 50) Handeln eines Herrn Schneider generiert und strukturiert. Natürlich ist es richtig, dass einem Selbststudium der Aspekt des „Meister-Schüler-Verhältnisses“ (S. 45) abgeht, welchen Jung als so zentral für die Ausbildung eines wissenschaftlichen Habitus erachtet. Doch ist auch ein Selbststudium immer in sozialen Strukturen verankert, so dass das Wissen, welches den Handlungen von Lai_innen zugrunde liegt, ebenfalls auf verinnerlichten kollektiven Dispositionen beruht. Hobbyarchäolog_innen üben die archäologische Praxis genauso ein wie professionelle Archäolog_innen, wobei sie in der Regel auf nicht-akademische archäologische Vereine, Vereinigungen und Initiativen zurückgreifen, deren Mitglieder eine nicht-pro-

fessionalisierte Gemeinschaft darstellen. In solchen „communities of practice“ (Wenger 1998) werden bestehende Wissensbestände geteilt sowie neue Wissensinhalte formuliert und strukturiert.

Hinzu kommt, dass Habitus kein Resultat formalisierter Lernkontexte ist. Jung selbst etabliert ausdrücklich den Unterschied zwischen zwei Komponenten der Ausbildung in den Professionen, von denen eine – die Habitusbildung – nicht „standardisierbar und kurrikularisierbar“ (S. 44) sei. Habitus stelle eine Art „Erfahrungswissen“ (S. 52) dar, welches man sich durch praxisorientiertes Training im Feld (in der Archäologie durch die Teilnahme an Grabungsprojekten) oder im Labor aneigne. Als nicht formalisiertes Wissen kann dieses nicht abgefragt werden, sondern besteht im Wesentlichen aus der Übernahme (oftmals durch Imitation und Inkorporation) von unhinterfragten Handlungsmustern. So vollzieht sich strukturell gesehen die Habitusbildung von Laien- und Fachwissenschaftler_innen auf prinzipiell ähnliche Weise. Allerdings sind die dem jeweiligen Habitus zugrunde liegenden Wertvorstellungen, und damit auch die resultierenden Handlungsformen, grundsätzlich unterschiedlich. Anders als unter Lai_innen bedingt die Herausbildung von Habitus unter professionalisierten Wissenschaftler_innen immer die Übernahme von anerkannten Schreib- und Sprechweisen sowie die Einordnung in bestehende institutionalisierte Hierarchien.

Wenn es jedoch Laienwissenschaftler_innen nicht an „Begabung, Intelligenz oder Fachwissen“ (S. 51) mangelt, sondern an einem professionalisierten Habitus, dann wird Bourdieus Praxistheorie hier am Ende doch auf „die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982) reduziert. Dem Hobbyarchäologen Schneider wird ja durchaus Intelligenz und somit zumindest die Fähigkeit zur Abstraktion attestiert. Dennoch findet man „Autorität“ (S. 49) weiterhin ausschließlich auf Seiten der professionalisierten Wissenschaftler_innen, was ein Hinweis darauf ist, dass Jung die Diskontinuitäten im Handeln von Lai_innen und Fachwissenschaftler_innen vor allem in der Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Schichten begründet. Man kann es da Herrn Schneider nicht ganz verübeln, wenn er sich jenen akademischen Hierarchien verweigert, welche Jung unbedingt aufrechtzuerhalten sucht, und Akademiker_innen für „dünnköpfig“ (S. 50) hält.

Da Jung, anders als Gramsci, Intellektuelle als eine eigene soziale Schicht zu begreifen scheint, übersieht er nicht nur die Beiträge, welche organische Intellektuelle zur Produktion von Fachwissen

leisten. Er schafft zudem ein Bild einer homogenen Zivilgesellschaft, da er möglichen Konflikten zwischen Laien- und Fachwissenschaftler_innen keinerlei Rechnung trägt. So wird vernachlässigt, dass in jeder Zivilgesellschaft Subkulturen existieren, die widersprüchliche Handlungsweisen an den Tag legen und um Deutungsmacht kämpfen. Selbst dort, wo Jung politische Interessen vermutet und also eine Möglichkeit für Wissenschaftler_innen sieht, sich „bürgerschaftlich [zu] engagieren“ (S. 51), soll dieses Engagement separiert bzw. außerhalb von wissenschaftlichem Handeln stattfinden. Während Herr Schneider seine laienwissenschaftliche Tätigkeit implizit mit zivilbürgerlichem Engagement verbindet, insistiert Jung, dass die Wissenschaft „Fragen, welche die individuelle und kollektive Lebenspraxis betreffen, nicht zu entscheiden“ (S. 51) hat.

So postuliert Jung eine leidenschaftslose Wissenschaft, wie sie heute nicht mehr zeitgemäß ist. Spätestens seit den 1970er Jahren, als die feministische Bewegung mit ihrer Politik der ersten Person an den Tag trat, ist Wissenschaft unbedingt als persönliche und somit politische Angelegenheit zu verstehen. Sicherlich hat Jung Recht, wenn er sowohl Distanz als auch eine gewisse besonnene Routine im wissenschaftlichen Handeln als wichtig erachtet; gerade in Hinblick auf ethische Fragen ist der routinierte und regulierte Umgang mit den Subjekten unserer Forschung oft hilfreich. Doch sollte hier dennoch ein gewisses Maß an Flexibilität erhalten bleiben, das es uns erlaubt, auf unterschiedliche Kontexte dynamisch zu reagieren anstatt einen generellen Maßstab an alle Fälle anzulegen.

Dies heißt natürlich nicht, dass ein leidenschaftlicher bzw. affektiver Zugang an unsere Forschungsgegenstände ohne Risiko ist. Nicht nur Jung, sondern Finke selbst warnt vor „Vandalismus“ und „Heilslehren“ (S. 51), die häufig Bestandteil der Laienwissenschaften sind. So mag gerade in politisch umstrittenen Forschungskontexten ein affektiver Zugang zu revisionistischen Haltungen führen oder gar politische Ausgrenzungsmechanismen bedingen. Doch kann diesem Risiko insofern begegnet werden, als Affekt selbst als kulturelles Konstrukt zu verstehen ist, dessen Dekonstruktion eine gewisse Distanz zu den „affektuellen Qualitäten“ (S. 45) der wissenschaftlichen Forschung schaffen kann, ohne zwangsläufig in „Versachlichung“ (S. 44) zu münden. Denn relativieren lässt sich die Erfahrung von Affekt trotz intellektueller Abstraktion eben nicht. Sie kann jedoch thematisiert und somit zum Gegenstand von Selbstreflexion werden, welche die Grundlage für eine dialogische Annäherung von Laien- und Fach-

wissenschaftler_innen bilden kann.

Dass nach Gramscis Vorstellung Affekt und Erfahrung in der Herausbildung gesellschaftswirksamen Wissens solch eine zentrale Rolle spielen, ist auch für unser Verständnis von Hobbyarchäologie von Bedeutung. Denn dort wo Jungs Diskussion im besten Falle eine Trennung von Laien- und Fachwissenschaften vornimmt, im schlimmsten Falle jedoch nach einer hermetischen Schließung der Universitäten verlangt, wirbt Gramsci explizit für eine Erweiterung und Öffnung des Bildungssystems. Finkes Überlegungen haben also insofern wichtige machtpolitische Konsequenzen, als eine Öffnung der Universitäten ein Aufbrechen bestehender institutioneller Hierarchien nach sich ziehen kann. „Citizen Science“ macht deutlich, dass selbst innerhalb der wissenschaftlichen Welt verschiedene Wahrnehmungsschemata existieren, welche immer wieder Interessenskonflikte bedingen. So könnte etwa die Einsicht, dass heutzutage die politischen Belange von prekär beschäftigten Nachwuchswissenschaftler_innen eher mit jenen von Laienwissenschaftler_innen als von Professor_innen zusammenlaufen, zu sozialem Wandel führen.

Hier kann ein Hinweis auf die Multikulturalismusdebatte, welche in den anglo-amerikanischen Wissenschaften schon so lange geführt wird (Bronfen et al. 1997), eine wichtige Erweiterung bieten. So gilt es an unseren Universitäten zunehmend, alternative Wissensformen, Erzählstränge und Wertvorstellungen als gleichberechtigt anzuerkennen, selbst wenn diese nicht von professionalisierten Wissenschaftler_innen formuliert wurden bzw. ihre Inhalte grundlegend von etablierten wissenschaftlichen Epistemologien abweichen. Aus dieser Position heraus mag sich ein gänzlicher neuer Habitus entwickeln, dessen Handlungsgrundlage nicht Vernunft und Versachlichung sondern politische Leidenschaft und Parteilichkeit sind. Für Gramsci liegt in eben solcher Parteilichkeit die Freiheit der (organischen) Intellektuellen begründet, die auch der Hobbyarchäologe Schneider lebt. Seine Freiheit ist „die Freiheit, ein Mensch zu sein, der über eine selbstgewählte Methode verfügt, sich die Wirklichkeit seiner Welt und des eigenen Ich [...] anzueignen“ (Soltz 2009: 111).

Literatur

Bourdieu, Pierre. 1977. *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge: Cambridge University Press.

Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bronfen, Elisabeth, Marius Benjamin und Therese Steffen (Hrsg_innen.). 1997. *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: Stauffenburg.

Gramsci, Antonio. 1994. *Gefängnishefte* [Bd. 7]. Hamburg: Argument.

Herzfeld, Michael. 2004. *The Body Impolitic. Artisans and Artifice in the Global Hierarchy of Value*. Chicago: University of Chicago Press.

Pálsson, Gísli. 1994. Enskilment at Sea. *Man* 29:901-927.

Solty, Ingar. 2009. Trägt Gramscis Begriff des organischen Intellektuellen noch? *Das Argument* 51 (1/2): 110-115.

Welzer, Harald. 2010. „Die Zukunft wird sehr kleinteilig sein.“ *taz.de*, 22.10.2010 (<http://www.taz.de/!60183/>).

Wenger, Etienne. 1998. *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.

Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“

Cornelius Holtorf

Institut für Kulturwissenschaften, Linnéuniversität Kalmar, Schweden

Zitiervorschlag

Cornelius Holtorf. 2015. Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“. Forum Kritische Archäologie 4:59-61.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_8_Holtorf.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.8](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.8)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“

Cornelius Holtorf

Institut für Kulturwissenschaften, Linnéuniversität Kalmar, Schweden

„Jump! Take the risk! Enjoy the fun!“

(Margaret Conkey zitiert in Holtorf 2003: 542)

Die Idee einer „Citizen Science“ (Bürger_innenwissenschaft) ist höchst interessant, nicht zuletzt für ein Feld wie die Archäologie, die viele fachliche Lai_innen ja nicht nur anspricht, sondern geradezu begeistert.

Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, Peter Finkes Buch „Citizen Science“ zu lesen, weiß wenig über Ernst Boetticher und kann über das Phänomen der „Heimathirsche“ kaum etwas sagen, das über Matthias Jungs eigene Arbeiten zum Thema hinausgeht. Ich trage trotzdem hier zur Diskussion bei, weil ich den theoretischen Teil von Matthias Jungs Text kommentieren möchte, der meines Erachtens interessant ist, aber durchaus in verschiedener Hinsicht nuanciert werden könnte. Aus pragmatischen Gründen kann ich hier keine detailliert recherchierte Literaturstudie anbieten, sondern muss mich auf einen essayistischen Kommentar beschränken (siehe Holtorf 2003, 2005, 2007a, 2007b, 2013, 2014 für längere Diskussionen verwandter Fragen).

Die von Finke angeführten und von Jung zitierten Metaphern zur Citizen Science bringen unterschiedliche Perspektiven zum Verhältnis von wissenschaftlichen Lai_innen und professionellen Fachwissenschaftler_innen auf den Punkt. Sowohl die Himalaya-Expedition als auch der Apfelbaum der Erkenntnis, das Haus der Wissenschaft und die solide fundierte Pyramide geben Lai_innen eine ansprechende und verantwortungsvolle Rolle im Gesamtbild von Wissenschaft in der Gesellschaft. Jung fragt sich jedoch zurecht, ob es angemessen sei, in dieser Art „die Kontinuität von der Laienforschung über die professionelle Wissenschaft bis hin zu einsamen wissenschaftlichen Spitzenleistungen ebenso [zu] betonen wie die Bedeutung der Laienforschung als notwendige Grundlage von Wissenschaft“.

Jung stellt im Gegensatz zu Finke die Diskontinuität von wissenschaftlichen Lai_innen und professionellen Fachwissenschaftler_innen ins Zentrum seiner Argumentation. Diese Diskontinuität sieht er vor allem im professionellen Habitus und stillen Wissen der professionellen Wissenschaftler_innen, die den Lai_innen fehlen. Wie seit langem in der Wissenschaftssoziologie unter die Lupe genommen, stellen dieser Habitus und dieses Wissen eine Art Kultur dar, die die Werte, Normen und Gepflogenheiten von Spezialist_innen in einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiet charakterisieren und die wissenschaftlichen Noviz_innen durch Vorleben (und nicht etwa explizit durch Lehrveranstaltungen) vermittelt wird. Lai_innen können diesen professionellen Habitus und zugehörendes stilles Wissen nur schwer erwerben, jedenfalls nicht allein durch Kenntnis wissenschaftlicher Literatur oder Teilnahme an universitären Lehrveranstaltungen. Jung bringt seine Haltung folgendermaßen auf den Punkt: „Es kommt eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus.“ Jungs wissen(schaft)ssoziologischer Ansatz ist interessant und kann meines Erachtens zu aufschlussreichen Einsichten in die Art und Weise der gesellschaftlichen Wissensproduktion führen. Bisweilen scheint er selbst aber trotz anderer Absicht bestimmten kulturellen Mythen verfallen zu sein, die zum Habitus seiner eigenen Zunft gehören. Ich kann nur staunen, dass jemand, der wie Jung den Wissenschaftsbetrieb und seine kulturellen Eigentümlichkeiten seit langem aus der Nähe kennt, professionellen Archäolog_innen generell zuschreibt, dass „sie sich ganz in den Dienst der Sache stellen, sich in der Logik des besseren Arguments bewegen und sich vor allem mit Kritik auseinandersetzen.“ So wird das zwar oft öffentlich dargestellt, aber in der Praxis ist die Wissenschaft doch von solchen Normen weit entfernt. Wissenschaftshistoriker_innen und Wissenschaftssoziolog_innen haben über Jahrzehnte, sowohl aus ethnographischer als auch historischer Perspektive, die Wissensproduktion in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen

unter die Lupe genommen und sind zu ganz anderen Schlüssen gekommen (wie Jung weiß und am Ende seines Textes auch kurz anspricht). Oft geht es auch in der Wissenschaft um alles andere als den Dienst an der Sache – jedenfalls sofern man die Sache als den Gegenstand professionalisierter wissenschaftlicher Neugier definiert. Wie die Forschungsgeschichte zeigt, kann die Logik des besseren Argumentes mitunter zur Nebensache und Kritik sogar ganz ignoriert werden.

Ein anderes Problem an Jungs Argumentation ist, dass er den von ihm untersuchten Hobbyarchäolog_innen etwas pauschal und sehr einseitig unterstellt, „Archäologie aus Problemlagen heraus“ zu betreiben. Er pathologisiert damit die von ihm studierten Laienarchäolog_innen. Jung verschweigt hingegen, dass ja durchaus auch bei professionellen Archäolog_innen die eigene Arbeit zur Methode der Lebensbewältigung und Kompensation anderer Herausforderungen des Lebens werden kann. Wissenschaft kann gleichermaßen aus persönlichen Problemlagen heraus betrieben werden. In dieser Hinsicht besteht also kaum ein grundsätzlicher Ge-

gensatz zwischen wissenschaftlichen Lai_innen und ihren professionellen Gegenstücken.

Jungs wissenschaftssoziologischer Ansatz sagt mir im Grunde sehr zu. Ich habe aber angesichts bestimmter, oben genannter Vorstellungen, die mehr mit Mythen und Idealisierungen zu tun zu haben scheinen als mit sozialen Realitäten in der professionellen Wissenschaft, meine Zweifel an seiner Argumentation.

Ich möchte zum Abschluss noch eine eigene übergreifende Metapher anbieten, die *Citizen Science* in ein etwas anderes Licht stellt, als es bei Finke und Jung geschieht. Mein Bild beschreibt ein *Schwimmbad* voller unterschiedlicher Aktivitäten. Alle Altersgruppen tummeln sich im Wasser. Während die Älteren langsam ihre Bahnen ziehen, vergnügen sich die Jüngeren im Planschbecken mit allerlei Bällen und anderen schwimmenden Spielsachen oder springen vom Sprungbrett. Diese unterschiedlichen Ausdrucksformen von Lebensfreude im Schwimmbad entsprechen dem Enthusiasmus und der Ausdauer vieler aktiver Vertreter_innen der *Citizen Science*.



Abb. 1 Heureka! Citizen Science im Schwimmbad. Foto: Ali Almazawi. Quelle: <https://www.flickr.com/photos/malim92/5942405403/>

In einem separaten Sportbecken trainiert gleichzeitig der Schwimmverein. Hier werden Stilarten verfeinert, Zeiten genommen und Pulsraten optimiert, um Platzierungen bei kommenden Wettkämpfen zu verbessern, die in besonderen Fällen mit Medaillen belohnt werden. Der Schwimmverein entspricht der professionellen Fachwissenschaft, die ihre eigenen Regeln ausbildet, regelkonformes Verhalten trainiert und dann die schnellsten Athlet_innen auszeichnet. Jede/r Bürger_in kann Mitglied des Schwimmvereins werden und durch hartes Training die eigenen Leistungen verbessern. So manche/r fragt sich am Ende aber doch, ob das wirklich sein muss und man nicht in den anderen Teilen des Schwimmbades mehr erreichen kann (Abb. 1).

Literaturhinweise

- Holtorf, Cornelius (2003) Archäologie als Fiktion – Anmerkungen zum Spurenlesen. Ulrich Veit, Tobias Kienlin, Christoph Kümmel und Sascha Schmidt, Hrsg.: *Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur*, S. 531-544. Münster: Waxmann.
- Holtorf, Cornelius (2005) Beyond Crusades: How (Not) to Engage with Alternative Archaeologies. *World Archaeology* 37: 544-551.
- Holtorf, Cornelius (2007a) *Archaeology is a Brand! The Meaning of Archaeology in Contemporary Popular Culture*. Illustriert von Quentin Drew. Oxford: Archaeopress.
- Holtorf, Cornelius (2007b) What Does Not Move Any Hearts – Why Should It Be Saved? The *Denkmalpflegediskussion* in Germany. *International Journal of Cultural Property* 14 (1): 33-55.
- Holtorf, Cornelius (2013) The Past People Want: Heritage for the Majority? Geoffrey Scarre und Robin Coningham, Hrsg.: *Appropriating the Past. Philosophical Perspectives on the Practice of Archaeology*, S. 63-81. Cambridge: Cambridge University Press.
- Holtorf, Cornelius (2014) Archäologie und Öffentlichkeit. Sabine Wolfram und Doreen Mölders, Hrsg_innen.: *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*, S. 39-44. Münster: Waxmann.

„Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg

Thomas Kersting

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

Zitiervorschlag

Thomas Kersting. 2015. „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg. Forum Kritische Archäologie 4:62-64.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_9_Kersting.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.9](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.9)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

„Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg

Thomas Kersting

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

Wenn hochtheoretisch von Potentialen einer „Citizen Science“ in der Archäologie die Rede ist, lohnt es sich, einmal ganz praktisch das Verhältnis einer Landesarchäologie zu den Bürger_innen – den „citizens“ – in ihrem Zuständigkeitsbereich zu untersuchen.

Eine Schutz-Behörde wie z.B. das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum („Fachamt“) hat immer das Problem, den Bürger_innen mit Ge- und Verboten gegenüber treten zu müssen – unter dem Motto „Das Fachamt hat immer Recht“. In unserem Fach haben wir aber das Glück, dass „Archäologie“ von den meisten Menschen als „interessant“ empfunden wird, wie u. a. erfolgreiche Fernsehsendungen immer wieder zeigen.

Die Funktion des Fachamtes als „Träger öffentlicher Belange“ (TöB) zielt auf den Primärschutz, also den Erhalt archäologischer Denkmale an Ort und Stelle. Im Zuge der Abgrenzung der Bodendenkmale für die *Denkmalliste* wird z.B. der/die einzelne Grundstücks-Eigentümer_in ermittelt und benachrichtigt. Bürger_innen werden hier über die im Grundgesetz verankerte Eigentumsverpflichtung für den Denkmalschutz in Haftung genommen, und ihre Mitwirkungspflicht wird ihnen angesichts der Wertminderung eines „bodendenkmalbelasteten“ Grundstücks nicht gerade erleichtert. Dennoch zeigt die Praxis in Brandenburg, dass zahlreiche Denkmaleigentümer_innen, die beim Fachamt angeregt von einem citizen-freundlichen Informations-Flyer rückfragen, auf den Gang vor Gericht verzichten, wenn sie sich ausreichend informiert und beraten fühlen. Hier ist neben Transparenz und Rechtssicherheit letztlich auch Identitätsstiftung ein wichtiger Effekt.

Auch zu allen flächenbezogenen Planungen äußert sich das Fachamt als „TöB“; größere Planungen (Umweltverträglichkeitsprüfungs- und Bodenordnungsverfahren) bekommen die einzelnen Bürger_innen in der Regel kaum mit – von zahllosen kleinen Leitungsverlegungen, Bebauungsplänen, Baugenehmigungen sind sie sehr viel eher betroffen. Hier

ergeben sich häufig *Ausgrabungen*, wenn der „Sekundärschutz“ greift, also Bodendenkmal-Substanz bauseits entfernt wird, und nur in Form der Dokumentation und Funden erhalten bleibt. Die Wirkung solcher direkter archäologischer Informationen noch während der Grabung ist aufgrund ihrer sinnlichen Anschaulichkeit und haptischen Wirkung enorm, und so manche/r Bauherr_in war schon stolz auf das, was auf ihrem oder seinem Grundstück gefunden wurde – wenn sie/er erst einmal mehrere tausend Jahre alte Fundstücke in der Hand halten durfte (s. u.). Gerade bei der jährlich wiederkehrenden Gelegenheit des „Tages des Offenen Denkmals“ sind es die Grabungsführungen, die sich höchster Beliebtheit erfreuen.

Auch für die Planer_innen sind Grabungsbefunde häufig inspirierend für die Gestaltung, und archäologische Befunde wirken – visualisiert an Ort und Stelle – als Ankerpunkt von Identitätsstiftung. Genau dies wird als gesellschaftliches Ziel der Landesarchäologie in der Kulturentwicklungskonzeption des Landes Brandenburg definiert.

Die Wirkung archäologischer Inhalte in die Öffentlichkeit, die zu einer Identifikation der Bürger_innen mit ihrer Geschichte und Region führen, ist dann besonders stark, wenn Originale zu sehen und zu fühlen ist – also leider immer dann, wenn ein Teil des Bodendenkmals eben nicht in situ erhalten werden kann, da es dem „Sekundärschutz“ unterliegt. In dieser eigentlich denkmalpflegerisch suboptimalen Situation setzt aber die eigentliche archäologische „Wertschöpfungskette“, die Auswertung ein, die einen Strom von Informationen, Funden und Erkenntnissen ins Fachamt spült, die dort weiterverarbeitet werden, und spätestens über Museum, Ausstellung, Medien und Publikation ans Licht der Öffentlichkeit kommen. So wird nicht nur das gesetzliche, sondern auch das gesellschaftliche Ziel erreicht.

Im anderen, denkmalpflegerisch optimalen Fall, nämlich dem gelungenen Bodendenkmal-Erhalt an Ort und Stelle – dem „Primärschutz“ – sieht die Sache in der Regel ganz anders aus: man hat zwar das

gesetzliche Ziel des Denkmalschutzes erreicht, doch zu einer Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bedarf es weiterer Schritte, wie z. B. einer Offenhaltung, Sichtbarmachung, Visualisierung des Bodendenkmals, um auch hier schließlich zum gesellschaftlich angestrebten Ziel zu gelangen, einer Identifikation der Öffentlichkeit mit der eigenen (ferneren) Vergangenheit.

Symptomatisch ist hier ein Fall, wo 2014 in Schmölln (Uckermark) an der Autobahn bei Grabungen für ein Regenrückhaltebecken in Form und Erhaltung weitgehend einzigartige megalithische Befunde aus der Jungsteinzeit bis hin zur Eisenzeit aufgedeckt, dokumentiert und dann abgetragen werden mussten – bis dann vor Ort das vehemente Verlangen nach einer Erhaltung in situ entstand. Interessant zu beobachten, welche – auch zweifelhafte – Formen der Protest gegen Fachamt und Autobahnamt annahm (unter anderem wurden Schulkinder instrumentalisiert, und man sah „deutsches (!) Kulturgut“ in Gefahr), aber es war auch beeindruckend zu sehen, wie stark die Gemüter durch archäologische Denkmäler berührt werden können. Es sei dahin gestellt, ob hier „echtes“ Kulturinteresse oder touristischer Geschäftssinn ausschlaggebend waren, aber im Grunde wird ja das Ziel der Landesarchäologie erreicht: gemeinsam arbeiten wir derzeit mit der Gemeinde und dem Kreis an Möglichkeiten einer lokalen Präsentation. Interessant war aber auch zu erkennen, dass die vermeintlich unangefochtene Autorität des Fachamtes von den interessierten Bürger_innen durchaus in Frage gestellt wird – es reicht nicht mehr aus, die Menschen mit wissenschaftlichen Erklärungen abzuspähen und ansonsten „ins Museum zu schicken“.

Aufgabe des Fachamtes ist es, nicht bei der gesetzlichen Aufgabe des Bodendenkmalschutzes stehen zu bleiben, sondern sich dem gesellschaftlichen Ziel einer Stiftung von Identifikation zu stellen. Diese kann um so eher erreicht werden, wenn von den „citizens“ nicht nur Mitwirkung eingefordert, sondern ihnen auch echte Teilhabe an der Landesarchäologie ermöglicht wird. Auch dies ist in Brandenburg gesetzliche Aufgabe des Fachamtes, in Form der *ehrenamtlichen Mitarbeit*. Flankierend greifen heute neue gesetzliche Regelungen, die eine vermehrte Offenlegung von Kulturgütern fordern (auf europäischer Ebene INSPIRE; in Brandenburg die Landes-Denkmalliste), und denen sich das Brandenburgische Fachamt in den letzten Jahren mit großem Engagement stellt.

Dieses Aufgabenfeld des Fachamtes wendet sich unmittelbar an interessierte Bürger_innen und lädt

sie zur Mitwirkung ein. Das hat in Brandenburg Tradition, denn seit den 1970er Jahren werden hier Lehrgänge für „Hobby-Archäologen“ angeboten. Allein seit 2000 konnten über 100 neue ehrenamtliche Mitarbeiter_innen der Landesarchäologie ausgebildet und nach Prüfung mit amtlichem Ausweis versehen werden. Jeden (zweijährigen) Lehrgang besuchen über 30 Teilnehmer_innen, die künftig für die Landesarchäologie als Multiplikatoren im Lande wirksam werden. Die Nachfrage dieser Lehrgänge ist – nach Rückgang in den 1990er Jahren, als viele Menschen in Brandenburg sich neu orientieren mussten – wieder deutlich steigend: offenbar ist Identifikation mit dem eigenen Land, der Region, dem Ort und der zugehörigen Geschichte (heute wieder?) gefragt, aber auch weil heute auf allen fachbehördlichen Tätigkeitsfeldern von engagierten Bürger_innen Partizipation und Transparenz eingefordert werden. Die Archäologische Denkmalpflege besitzt mit diesen unmittelbaren Kontakten zu Bürger_innen so etwas wie eine Schnittstelle zum „wahren Leben“ – einen nicht zu unterschätzenden Vorteil und ein Korrektiv gegenüber reinen Forschungseinrichtungen. Denn es sind gerade die ehrenamtlichen Beauftragten, herabsetzend „Hobby-Archäologen“, in Zukunft vielleicht gender-neutral „Citizen Scientists“ genannt, die dem Fachamt die entscheidenden flächendeckenden Informationen zukommen lassen.

Diese bürgerlichen Amateur-(Liebhaber!)Wissenschaftler_innen sind es, die Acker- oder Bildschirm-Oberflächen absuchen – optisch oder detektorverstärkt; Scherben, Metall oder Anomalien im Gelände(modell) aufspüren, und uns mittlerweile „in Echtzeit“ digital melden können. Ohne sie kann eine Landesarchäologie nicht funktionieren, und konnte das auch früher schon nicht – das hat mit Bürokratisierung und Personalmangel im Amt nichts zu tun.

Wenn man meint, das hätte mit „Science“ nicht viel zu tun, sei daran erinnert, dass gerade eine Wissenschaft wie unsere auf dem mühseligen Zusammentragen kleinster Informationspartikel beruht, deren Wert auf ihrer genauen Dokumentation in Zeit und Raum beruht – was den Lehrgangsteilnehmer_innen als Grundlagenforschung intensiv vermittelt wird. Da spielt es auch keine Rolle, aus welcher wissenschaftlichen Richtung die Motivation der Einzelnen kommt – natürlich gibt es neben Heimatforscher_innen auch Metallsucher_innen, „Steinchenfreaks“, Esoteriker_innen und andere mit „Grenzwissenschaft“ Befasste. Doch alle wissen, dass das Fachamt sie in ihrer ehrenamtlichen Arbeit erst nimmt, und ihnen die entsprechende Wertschätzung dafür zukommen lässt.

Ziel des Fachamtes ist es zunehmend, Denkmalschutz „im Öffentlichen Interesse“ für die Bürger_innen im Sinne von Transparenz und Partizipation zugänglich zu machen, um so über ein zurückwirkendes Interesse der Öffentlichkeit, im Idealfalle eine Identifikation der Bürger_innen mit der eigenen Landesgeschichte und Landesarchäologie zu erreichen.

Dies kann und soll in letzter Konsequenz einen vermehrten Schutz der Bodendenkmale gerade *durch* die Öffentlichkeit (und nicht *vor* der Öffentlichkeit...) bewirken.

So steht die Landesarchäologie – sicher nicht nur in Brandenburg – derzeit in einem Prozess des Wandels der Auffassung der eigenen Rolle, weg vom „Geheimnisträger“ hin zu einem modernen öffentlichen Dienstleister in allen Fragen der Archäologie und des Denkmalschutzes – unter erfolgreicher Einbeziehung der „Citizen Science“!

Archäologie und Citizen Science.
Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und
Thomas Kersting

Peter Finke

Universität Bielefeld (Wissenschaftstheorie)

Zitiervorschlag

Peter Finke. 2015. Archäologie und Citizen Science. Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting. Forum Kritische Archäologie 4:65-69.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_10_Finke.pdf

DOI 10.6105/journal.fka.2015.4.10

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Archäologie und Citizen Science. Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting

Peter Finke

Universität Bielefeld (Wissenschaftstheorie)

1. Einleitende Bemerkungen

Matthias Jung hat sich mit seinem Artikel „Citizen Science – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie“ in der Zeitschrift „Forum Kritische Archäologie“ mit Aspekten meines Buches „Citizen Science: Das unterschätzte Wissen der Laien“ auseinandergesetzt und damit versucht, das aktuelle Thema Citizen Science oder BürgerInnenwissenschaft¹ auch für die Archäologie zu öffnen.² Hierauf haben Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting mit ihren Kommentaren geantwortet;³ ich möchte jetzt meinerseits zu dieser Diskussion Stellung nehmen.

Grundsätzlich ist diese Debatte in der Archäologie zu begrüßen: Erstens gilt dies aus Sicht der zurzeit verbreitet geführten Citizen Science-Debatte, weil diese meistens inhaltlich stark auf naturkundliche Themen verengt geführt wird. Oft wird die Hobbyornithologie als Musterbeispiel der Citizen Science angeführt; dies trifft zwar oft zu, aber dabei handelt es sich tatsächlich um eine sehr eingeschränkte Perspektive. Es ist deshalb hilfreich, wenn sich ein ganz anderes Wissensfeld zu Wort meldet, das – natürlich – von dem Thema ebenso betroffen ist. Matthias Jungs Beitrag in *Forum Kritische Archäologie* war einer der ersten, der von außen in diese leider oft sehr einseitig geführte Debatte eingegriffen hat. Zweitens ist der Beitrag Jungs auch deshalb zu begrüßen, weil er einen Fehler vermeidet, der in großen Teilen jener Debatte gemacht wird, nämlich das Thema mit dem Modethema „crowd science“ zu verwechseln und faktisch auf die veränderten Kommunikationsmöglichkeiten im Computerzeitalter zu reduzieren. Jung macht dagegen völlig zu Recht deutlich, dass auch BürgerInnenwissenschaft auf der Kompetenz

von EinzelforscherInnen beruht, ohne deren individuelle Erkenntnisinteressen und Fähigkeiten keine Teambildung oder sonstige Zusammenarbeit in Forschungsgruppen möglich wäre.⁴ Drittens schließlich mag sein Beitrag auch aus Sicht der Archäologie nützlich sein, insofern er sich mit dem hier herrschenden Wissenschaftsverständnis in vergleichsweise differenzierter Form auseinandersetzt und Literatur von Bourdieu, Oevermann oder Franzmann einbezieht, die bislang dort wenig beachtet worden ist. Allerdings glaube ich auch, dass sie nicht wirklich weiterführt, sondern die Diskussion eher mit abstrakten und teilweise wirklichkeitsfremden Konzepten belastet.

Die Diskussionsbeiträge von Starzmann, Holtorf und Kersting vertiefen und korrigieren gleichzeitig die Thesen Jungs in hilfreicher Weise. Dennoch scheint mir eine weitere Stellungnahme notwendig zu sein, weil es vor allem in einem wichtigen Punkt eine Meinungsverschiedenheit gibt, die so von den erwähnten AutorInnen nicht behandelt wird.

⁴ Ich halte von dem Begriff „crowd science“ nichts. Diese auf Surowieckis Buch „The wisdom of the crowds“ (2004) zurückgehende Ausdrucksweise ist eine Fehlbildung, weil Wissenschaft nie ein Massenphänomen ist, das mit Staren- oder Heringsschwärmen verglichen werden kann. Auch Forschung, an der sehr viele Datengeber beteiligt sind, beruht immer auf der individuellen Intelligenzleistung aller einzelnen Beteiligten und nicht darauf, dass die individuelle Rationalität zugunsten einer instinkt- oder emotionengesteuerten „Schwarmintelligenz“ ausgeschaltet oder von dieser übertroffen wird. Der Begriff „crowd science“ ist eine unsinnige Bildung. Selbst umfangreiche empirische Erhebungen wie etwa deutschlandweite Kartierungen, die heute mit Computerhilfe vergleichsweise leicht organisierbar geworden sind, sind kein rationales Schwarmverhalten, sondern nur Zusammenfassungen der Fachkompetenz aller einzelnen Beteiligten. Man beachte übrigens, dass bereits der Untertitel des Surowieckischen Buches keinen Bezug auf die Wissenschaft nimmt: „Why the many are smarter than the few and how collective wisdom shapes business, economics, societies and nations.“ Überall dort gibt es crowd-Phänomene; nicht aber in Science.

¹ Die Nennung von Personengruppen wurde im vorliegende Text von der Redaktion zugunsten einer gendergerechten Sprache umformuliert.

² Finke 2014; Jung 2015.

³ Starzmann 2015, Holtorf 2015, Kersting 2015.

2. Stellungnahme zu Matthias Jungs Position

Ich war überrascht zu hören, dass es in der Archäologie eine Debatte über Citizen Science und auch über mein Buch dazu gibt. Aber ich kann es gut nachvollziehen: Bei der Archäologie kommen vielfältige Interessen und Begabungen zusammen, empirische und theoretische, ortsbezogene und ortsungebundene, subjektive und objektive, abstrakte und handwerklich-konkrete. Es ist naheliegend, die AkteurInnen einer solchen, bereits intern differenzierten Wissenschaft daraufhin zu untersuchen, welcher Typ WissenschaftlerIn dort eigentlich gefragt ist und wie die dort arbeitenden professionellen WissenschaftlerInnen zu den Wissenschaft betreibenden BürgerInnen stehen, die es auf diesem Arbeitsfeld ebenfalls gibt. Matthias Jung tut dies. Das ist verdienstvoll, im Sinne aller beteiligten Interessen. Allerdings überzeugt mich das Ergebnis nicht. Es ist die Schärfe der Trennlinie, die er zu ziehen versucht, welche ihn fehlgehen lässt.

Der Autor versucht, zwischen den beiden genannten Gruppen eine möglichst scharfe Unterscheidung vorzunehmen, weil er glaubt, dass dies notwendig ist und in meinem Buch nicht im nötigen Maße erfolge.⁵ Dabei glaubt er, dass „Professionalisierung“ und „Habitus“ entscheidende Begriffe sind, ohne die dies nicht sinnvoll sei. Beide Charakteristika müssten seiner Meinung nach zusammen gehen;⁶ ein Citizen Science-Rahmen ermögliche diese Unterscheidung nicht, sie sei aber notwendig.⁷

⁵ Jung schreibt hierzu, es solle „ein entscheidendes Moment der Diskontinuität von Laien- und Fachwissenschaft herausgearbeitet werden, das jenseits von Fachwissen, Status, Reputation und anderen äußerlichen Indikatoren liegt: der professionalisierte Habitus erfahrungswissenschaftlichen Handelns“. Vgl. hierzu das Folgende.

⁶ Jung bezieht sich hier auf Arbeiten von Oevermann (1996) zur Professionalisierungstheorie, Franzmann (2012) über Professionen und vor allem Bourdieu (1982) zum Habitusbegriff. Aus meiner Sicht ist es ein Nachteil aller dieser Ansätze, dass sie nicht zwischen individuell-persönlich gelerntem und institutionell-gruppenbedingt erwartetem und tradiertem Verhalten unterscheiden. Der Habitusbegriff wird hier zu einer konservativ-statusverteidigenden Bekräftigung bestehender Gruppenprivilegien herangezogen, der jegliche kritischen Aspekte wissenschaftlichen Wandels in einer demokratischen Gesellschaft fehlen.

⁷ Nach Meinung des Autors „kommt (es) eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus“ und von diesem gelte, dass sich „durch ein Selbststudium (...) dieser Habitus kaum ausbilden (lässt)“. Kann man schon diese Aussage bezweifeln, so ist außerdem darauf hinzuweisen, dass es neben einem formellen Fachstudium und dem Selbststudium viele weitere intermediäre Lernformen

Der entscheidende Punkt ist aber folgender: Jung bezieht sich in der Begründung dieser These auf die vier Metaphern (Expedition, Apfelbaum, Haus und Pyramide), mit denen ich die vier Teile meines Buches einleite, und interpretiert sie im Sinne einer Kontinuitätsthese, die ich verträte. Er hingegen favorisiert eine Diskontinuitätsthese, wonach professionelle WissenschaftlerInnen der Archäologie einen grundsätzlich anderen „Habitus“ zeigen müssten als HobbyarchäologInnen. Auch hier hat mich überrascht, dass dasjenige, was empirisch von weit größerem Belang ist, nämlich das bürgerschaftliche Engagement, hier sofort durch diesen Begriff „Hobby“ zugedeckt wird. Hierzu kann ich freilich in Bezug auf die Archäologie selbst wenig sagen. Immerhin scheint mir zum Beispiel der Entdecker des Kölner Pöblius-Grabmals, Josef Gens, ein lebendes Gegenbeispiel zu sein: eine Person, für die der Begriff „Hobbyarchäologe“ zwar nicht falsch, aber doch deutlich zu eng wäre, um seine lebenslange Hingabe und fachlich auch von hochrangigen Beteiligten aus dem akademisch-professionellen Milieu anerkannte Umsicht, Lernbereitschaft und anhaltende eigene Forschung zu den bislang unbefriedigenden Resultaten der offiziellen Rekonstruktionsversuche angemessen wiederzugeben.⁸

Bei jener von Jung für nötig gehaltenen Trennlinie zwischen Kontinuität und Diskontinuität fühle ich mich massiv missverstanden. Denn es ist mir – im Unterschied zu manchen oberflächlichen, nicht nur journalistischen Darstellungen von Wissenschaft und Citizen Science – sehr wichtig, sowohl Gemeinsamkeiten, als auch insbesondere die unterschiedliche Verfasstheit der ehrenamtlichen BürgerInnenwissenschaft von der beruflich betriebenen akademischen Wissenschaft herauszuarbeiten.⁹ Mein Buch über Citizen Science kann, ja soll und muss man deshalb auch als eine scharfe Kritik an meinen engeren FachkollegInnen, den WissenschaftstheoretikerInnen, le-

gibt, die gerade in der BürgerInnenwissenschaft eine wichtige Rolle spielen: Exkursionen, gemeinsame Arbeitsgruppen, Situationen der Kooperation mit unterschiedlich erfahrenen Partnern, Lernen an Vorbildern, auch freundschaftliche Ratschläge und Hinweise auf Verbesserungsmöglichkeiten usw. Der oder die völlig isoliert vor sich hinarbeitende Citizen Scientist ist nicht weniger eine Kunstfigur wie der oder die brav einem vorgegebenen Ausbildungsgang folgende AdeptIn der akademischen Forschung.

⁸ Vgl. Gens (2013), auch Krüssel (2016), sowie unveröffentlichte kritische Analysen von J. Gens in Bezug auf Fehler der offiziellen Rekonstruktionen (private Mitteilungen).

⁹ Zum Beispiel ist der zurzeit online stehende deutschsprachige Wikipedia-Artikel u.a. deshalb schlecht, weil diese Differenzierung dort in keiner Weise vorgenommen wird.

sen, die bisher nicht auf die Idee gekommen sind, dies näher zu untersuchen und sich beim Stichwort Wissenschaft meistens fraglos nur an der akademischen Wissenschaftswelt orientieren. Wenn irgendwo eine undifferenzierte Kontinuitätsthese vertreten wird, dann in vielen oberflächlichen Zeitungs- und Internetartikeln über Citizen Science, auch in einigen amerikanischen Büchern zu diesem Thema (z.B. Dickinson/Bonneys (2012) ein insbesondere in den USA gerühmter, aber inhaltlich extrem einseitiger Sammelband), aber von mir ausdrücklich nicht. In dem von mir 2015 herausgegebenen Sammelband „Freie Bürger, freie Forschung“ wird dieser Unterschied sogar besonders deutlich zum Gliederungsprinzip erhoben, insofern als die 32 Beiträge von zum Teil sehr renommierten AutorInnen verschiedenster Wissenschaftsgruppen auf zwei Buchteile aufgeteilt sind, einen ersten über BürgerInnenwissenschaft (Citizen Science) und einen zweiten über akademische Wissenschaft. Kontinuitätsthese? Klarer kann man Diskontinuität eigentlich kaum zum Ausdruck bringen.

Aber auch in jenen vier Metaphern des ersten Buches, auf das Jung sich bezieht, kommt dies zum Ausdruck: Diejenigen BergsteigerInnen, die am Basislager zurückbleiben, wären in der Mehrzahl wohl nicht in der Lage, sich am jetzt noch folgenden Gipfelsturm zu beteiligen; aber es ist mir wichtig zu betonen, dass auch sie gute BergsteigerInnen sind. Entsprechend finde ich es falsch, den Begriff der Wissenschaft bzw. der WissenschaftlerIn so einzuengen, wie dies angesichts der fraglosen Bedeutung der international operierenden, stets an aktuellen Problemen einzelner Disziplinen ausgerichteten akademischen Forschung üblicherweise geschieht. Der Unterschied entspricht in etwa dem zwischen Breiten- und Spitzensport oder dem zwischen Amateur- und professionell ausgebildeten MusikerInnen: Niemand bezweifelt dort, dass ersteres auch Sport bzw. Musik ist. In vielen Fällen sind sogar Qualitätsunterschiede nicht erkennbar. Nur in der Wissenschaft will man die einfacher zugänglichen Formen nicht als solche anerkennen, ja sogar einen besonderen „Habitus“ der akademischen ForscherIn konstruieren? Das ist nicht überzeugend.

Entsprechend liegen zwischen denjenigen (um die drei weiteren Bilder meines Buches aufzugreifen), die die niedrig hängenden Äpfel vom Boden oder allenfalls den unteren Stufen der Leiter aus pflücken, und den immer an den höchsten Äpfeln interessierten Pflückprofis in der Regel viele Stufen der wissenschaftlichen „Methodenleiter“, zu deren Besteigung eine gute Ausbildung mindestens hilfreich, oft sogar notwendig ist. Aber ich fände es falsch, die bodenna-

hen WissenspflückerInnen deshalb überhaupt nicht als WissenschaftlerInnen anzusehen. Beim stilistisch sehr gemischt zusammengebauten Haus der Wissenschaft residieren Citizen Scientists im Erdgeschoss und den unteren Etagen; ihre Ausflüge nach weiter oben halten sich doch sehr in Grenzen. Ausgeschlossen sind sie nicht, aber sie unterliegen recht strengen Selbstbeschränkungen. Und bei der Menschenpyramide schließlich eignen sich viele tatsächlich eher als basisnahe Träger als dafür, in die hohen, mehr künstlerische Qualitäten erfordernden Bereiche hinaufzuklettern. Dennoch sind sie ein wichtiger Teil der Bildungs- und Wissenspyramide einer Gesellschaft, die von einigen gern schon heute (voreilig) als eine „Wissensgesellschaft“ tituliert wird. Der unten-oben-Unterschied in all diesen Bildern enthält sowohl die Botschaft einer Kontinuität, wie die einer Diskontinuität; Jungs einseitige Interpretation entspricht dem nicht.

Sein Fehler besteht nach meiner Auffassung darin, meine Warnung vor einem zu einfachen Grenzen denken nicht ernst genug genommen zu haben, vgl. dazu mein Kapitel „Grenzen: Was wir von den Fröschen lernen können“ (Finke 2014). Beide Wissenschaftsformen sind durchaus verschieden; da stimme ich ihm zu. Aber dies bedeutet nicht, dass sie völlig verschieden wären und erst recht nicht, dass man sie begrifflich scharf voneinander zu trennen habe und nur die professionelle Wissenschaft als wirkliche Wissenschaft anerkannt werden könnte. Dies behauptet Jung auch nicht, und dies ist ein großer Vorzug seiner Darstellung gegenüber vielen anderen, oberflächlicheren Darstellungen. Er sieht die wertvollen Beiträge von guten AmateurarchäologInnen durchaus und erkennt sie als wissenschaftliche Leistungen an, aber er beharrt darauf, dass eine ProfiwissenschaftlerIn einen anderen „Habitus“ verkörpern müsse als ein/e AmateurIn. Mir erscheint dies wie ein altväterlicher Versuch, Privilegien zu definieren, die völlig obsolet sind.

Tatsächlich aber gibt es zwar keine scharfe Grenze, sondern vielfältige Übergänge („amphibische Zonen“) zwischen beiden Formen der Wissenschaft. Es ist das verbreitete falsche Liniendenken, das die Grenzvorstellungen vieler Menschen und auch Jungs kennzeichnet. Es gibt immer einzelne, die sich beim wissenschaftlichen Bergsteigen und auch auf der Apfelbaumleiter, im Haus der Wissenschaften oder auch in der Wissenspyramide viel höher hinauf wagen als die meistens anderen und hierfür mag es viele, sehr unterschiedliche Gründe geben. Oft wird auch übersehen, dass ich nicht jede LaiIn für eine WissenschaftlerIn halte, sondern nur diejenigen, die sich ernsthaft hierum bemühen. Dies schließt viele

Lernanstrengungen und persönlichen Fleiß ein, aber eben nicht zwingend auch ein formelles Studium, ein Examen und letztlich erst recht keine Stelle an einer Universität oder anderen Forschungsinstitution. Dies alles spricht dafür, den Wissenschaftsbegriff nicht so scharf abzugrenzen, wie man es meistens undiskutiert als richtig unterstellt; die Wissenschaftstheorie ist hier sehr viel zurückhaltender. Es gibt zwar eine Grenze, aber sie ist nicht scharf, keine Linie, sondern ein Übergangsraum zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft. Und ebenso gibt es auch keine scharfe Grenze zwischen Berufswissenschaft und BürgerInnenwissenschaft. Dennoch ist es richtig, beides voneinander zu unterscheiden, aber eben nicht nach dem Motto „entweder Kontinuität oder Diskontinuität“, sondern aufgrund der Einsicht, dass das eine das andere nicht ausschließt, sondern eine „amphibische Zone“ beides ebenso voneinander trennt, wie sie beides miteinander verbindet.

3. Stellungnahme zu den Kommentaren von Starzmann, Holtorf und Kersting

Auf mich wirken diese Kommentare so, als ob sie meine Position eher teilen würden, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Doch ich bin da vorsichtig. Cornelius Holtorf hat nämlich, wie er zugibt, mein Buch nicht gelesen; freilich schreibt er m.E. richtig, Jungs idealtypische Position geraderückend, dass auch in der Universitätswissenschaft „die Logik des besseren Argumentes mitunter zur Nebensache (...) und Kritik sogar ganz ignoriert werden“ kann. Dies entspricht dem altbekannten Unterschied zwischen einer Verfassung und der Verfassungswirklichkeit, die hinter manchen Idealen zurückbleibt. Seine am Schluss vorgeschlagene Schwimmbadmetapher ist m.E. eben deshalb wieder ein Rückschritt, weil er dort scharf voneinander getrennte Schwimmbecken beschreibt, wo es zumindest Verbindungskanäle geben müsste.

Maria Theresia Starzmann diskutiert auf ähnlicher Ebene die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Macht, die ich ebenfalls behandle und ohne die der differenzierte Unterschied zwischen beiden Formen der Wissenschaft nicht voll verstanden werden kann. Im Unterschied zu Jung und Holtorf vermeidet sie freilich die – aus meiner Sicht falschen – Signale der strikten Abgrenzung. Auch hat sie verstanden, dass das alte Postulat Max Webers, nach dem eine gute WissenschaftlerIn ihre persönliche Betroffenheit zurücknehmen muss, mit dazu geführt hat, der Wissenschaft jenen Elfenbeinturmcharakter zu verleihen, der angesichts der Unmittelbarkeit und

Brisanz vieler Probleme in der heutigen Welt nicht mehr gut zu vermitteln ist. In „Freie Bürger, freie Forschung“ schreibt der bekannte Umwelthistoriker Joachim Radkau in seinem Beitrag deshalb, dass Max Weber 1917 in seinem berühmten Aufsatz „Wissenschaft als Beruf“ zwar „verkündete, der echte Forscher lege sich Scheuklappen an, aber bis heute deshalb weltberühmt ist, weil er sich für seine Person keine Scheuklappen anlegte“ (Radkau 2015: 108).

Für Citizen Scientists gilt dies allemal; aber auch akademische ForscherInnen müssen überprüfen, ob das Wissenschaftsverständnis – insbesondere in der heutigen Zeit, in der die Wissenschaft nicht nur für Fortschritte, sondern auch für manche von ihr mitverursachte Gefahren den Kopf hinhalten muss – es nötig macht, sich soweit zurückzunehmen, wie Weber es zwar in seiner Theorie gefordert, aber in seinem eigenen Wissenschaftlerleben nicht eingehalten hat. Es ist die Frage, ob die Unterdrückung persönlicher Betroffenheit die Sache fördert, die WissenschaftlerInnen fördern möchten. Man darf dies in vielen Fällen bezweifeln. Möglicherweise stellt sich die „Habitusfrage“ dann noch einmal völlig neu. In diesem Punkte gibt es auch aus wissenschaftshistorischer Sicht interessante Verschiebungen. Wissenschaft betreibende BürgerInnen jedenfalls sind „activist researcher“, die nicht nur ihre Themen, sondern auch die Auslöser ihrer inneren Beteiligung in ihrer persönlichen Lebensumgebung finden.

Ein praktizierender Landesarchäologe, Thomas Kersting, hat sich ebenfalls in die Diskussion eingeschaltet. Er nimmt keinen Bezug auf mein Buch, aber er legt überzeugend dar, dass die praktische Arbeit vor Ort ganz andere Beurteilungskriterien kennt als die begriffszerlegende der theoretisierenden ArchäologInnen. Hier ist man gut beraten, alle verfügbaren Kompetenzen und Angebote zur Mitarbeit dankbar aufzunehmen. Er sieht in Citizen Science ein solches Angebot und vermag keine hinderlichen Fehleinstellungen zu erkennen, die dazu zwingen, sachinteressierte und -erfahrene LaiInnen grundsätzlich in eine andere Habituskategorie einzuordnen, die eine Zusammenarbeit mit Profis schwer oder für diese sonstwie unerquicklich machen würde.

Meine Erfahrungen in vielen anderen Wissens- und Arbeitsfeldern bestätigen dies: Die Ergänzung des eher theoretisch-abstrakten und des eher anwendungsbezogen-situativen Wissens, die wissenschaftliche Profis und kenntnisreiche LaiInnen zusammenführen kann, kann ein Gewinn für beide Seiten sein – bei Kooperationen in naturkundlichen und naturschützerischen Fragen, auf dem Felde sozialen

Engagements, in Gruppen mit Reformideen zu unserer Wachstumswirtschaft, bei der Sicherung und Rettung historischer Bauten und Dokumente, auch bei der Abwehr von extrem teuren und bedrohlichen Großprojekten. Überall bewährt sich ein Profi-Laiinnen-Mix als eine Sache, die einen Mehrwert in beide Richtungen verspricht, weil sie einander ergänzende Kompetenzen koppelt. Habitusdiskussionen wirken vor diesem Hintergrund seltsam aus der Zeit gefallen, als Schreibtischprobleme.

Wie sich heute die professionelle Archäologie dazu positioniert, muss sie selbst wissen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1982. Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In Pierre Bourdieu: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 125-158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dickinson, Janis L. und Rick Bonney. 2012. *Citizen Science. Public Participation in Environmental Research*. Ithaca: Cornell University Press.
- Finke, Peter. 2014. *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.
- Finke, Peter, Hrsg. 2015. *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm*. München: oekom.
- Franzmann, Andreas. 2012. *Die Disziplin der Neugierde. Der professionalisierte Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Holtorf, Cornelius. 2015. Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“. *Forum Kritische Archäologie* 4: 59-61.
- Gens, Josef. 2013. *Grabungsfieber. Die abenteuerliche Entdeckung des Pöblichius-Grabmals*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Jung, Matthias. 2015. „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. *Forum Kritische Archäologie* 4: 42-54.
- Kersting, Thomas. 2015. „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg. *Forum Kritische Archäologie* 4: 62-64.
- Krüssel, H. 2016. Als das Grabungsfieber Josef Gens packte. Entdeckung und Bergung des Pöblichius-Denkmal. *Pro Lingua Latina* 16 (Frühjahr 2016): 37-43.
- Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In Arno Combe und Werner Helsper, Hrsg.: *Pädagogische Professionalität*, S. 70-182. Frankfurt: Suhrkamp.
- Radkau, Joachim. 2015. Politik – Die Schlüsselrolle der Amateure. In Peter Finke, Hrsg.: *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm*, S. 105-109. München: oekom.
- Starzmann, Maria Theresia. 2015. Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“. *Forum Kritische Archäologie* 4: 55-58.
- Surowiecki, James. 2004. *The Wisdom of Crowds. Why the Many Are Smarter Than the Few and How Collective Wisdom Shapes Business, Economics, Societies and Nations*. London: Little, Brown & Co.